This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Gzr
WIDENER LIBRARY
HX 1706 A

Ger 2225.97

In Memory of
DILLWYN
PARRISH
STARR
Class of 1908
Lieutenant Coldstream Guards
Killed in Action
Battle of the SOMME
15 September 1916
1914
1916
NEUVE CHAPELLE
ARMENTIERES
LILLE
GALLIPOLI
HARVARD COLLEGE LIBRARY

Schleswig-Holsteinische

Soldatengeschichten.

Schleswig-Holsteinische
Soldatengeschichten.

Von

Graf Adelbert Baudissin.

Der Ertrag ist für den Schleswig-Holsteinischen Invalidenfonds bestimmt.

Hannover.
Carl Rümpler.
1863.

Ger 2225.97

HARVARD COLLEGE
DEC 14 1938
LIBRARY
Starr fund

Druck von August Grimpe in Hannover.

Tann'sche Freischaaren in dem Gefechte bei Hoptrup.

Nach einer Skizze des Freiwilligen Maler Schmidt.

Es war in den ersten Tagen des April 1848, als ich mit einer Schaar von funfzehn jungen Männern aus Oesterreich nach Schleswig-Holstein aufbrach. Wir hatten uns in Prag getroffen und fuhren zusammen erst auf dem kleinen Dampfer „Bohemia" Dresden zu. Nur zwei meiner Gefährten waren Deutsche, die übrigen Czechen, die — um zu beweisen, daß Czechen und Deutsche ein Ziel, einen Zweck haben, die Büchse ergriffen hatten, um für Deutschlands Recht an den äußersten Marken des deutschen Reichs zu kämpfen. Die jungen Leute hatten von der Gräfin Kinsky in Prag eine prachtvolle Fahne mit dem böhmischen Löwen zum Geschenke erhalten; sie war mit den

deutschen Farben geschmückt und sollte in der Kirche der alten Stadt Rendsburg niedergelegt werden, als Beweis, daß selbst Czechen für Schleswig-Holsteins Rechte zu kämpfen herbeigeeilt wären.

Wir trafen uns in Prag; ein Blick in die Augen, ein Handschlag genügte, um uns zu Brüdern zu machen. Die Begeisterung, welche damals jedes deutsche Herz bewegte, hatte auch uns mächtig ergriffen; der böhmische Löwe und die deutschen Farben wehten lustig über uns, schöne Frauen und Mädchen warfen von den Balcons der alten Königsstadt Blumen und Kränze herab, Männer und Jünglinge jauchzten uns entgegen, stumm reichten wir uns die Hände zum treuen Bunde für Freiheit und Recht.

Mir ist es wie ein Traum, wenn ich an die Reise nach Dresden zurückdenke. Ueberall an den Ufern der Elbe hatte sich das Volk versammelt, um die junge Schaar auf ihrem Zuge nach Norden zu begrüßen. Bei Pirna standen die Zöglinge einer nahen Militairanstalt in Reihe und Glied aufmarschirt und präsentirten ihre kleinen hölzernen Gewehre, und je näher wir Dresden

kamen, desto zahlreicher wurden die Beweise des herzlichen Willkommens. Als wir aber bei Dresden anlegten, als die 6000 Mann zählende Communalgarde mit geschultertem Gewehre dastand und die jungen Czechen begrüßte, als der Commandant der Dresdener Bürgerwehr im Namen Deutschlands die Streiter für Schleswig-Holstein willkommen hieß, und als die jungen Männer ihr Haupt entblößten und schwuren, treu und tapfer zu kämpfen — da ergriff mich ein namenloses Entzücken über die Theilnahme, die meine Heimath in so weiter Ferne bei Jung und Alt, Vornehm und Gering hervorrief, daß heiße Thränen meinem Herzen entquollen. Der Redner, der uns willkommen geheißen, begriff den Sturm, der mein Inneres bewegte, er drückte mich an seine Brust und küßte mich auf den Mund. Wie er heißt und wer er ist? — ich weiß es nicht, aber sein Kuß brennt noch auf meinen Lippen, mein Herz schlägt noch an das seinige, und oft, wenn ich fern von der Heimath die Hoffnungen meiner Jugend, das Ziel meines männlichen Strebens und Kämpfens unrettbar verloren erachtete, trat mir sein Schatten vor die Seele, mein Herz schlug

rascher, und die Thränen, die mein Auge füllten, sprachen laut: „Wir sind ein Volk von Brüdern, Schleswig-Holstein wird nimmer untergehen!“

Die Bürger Dresdens geleiteten uns in die „Stadt Rom“, wo ich eine Scene erlebte, die für das Wesen der Freischaaren, den Geist, welcher Deutschlands Jugend beseelte, zu bezeichnend ist, als daß ich es unterlassen könnte, sie zu erzählen. Wir hatten kaum das Gasthaus betreten, und ich stand noch tief ergriffen in einer Fensternische, als einer meiner Gefährten mich auf einen Menschen aufmerksam machte, der einen so verzweiflungsvollen Ausdruck hatte, daß ich ihn nur mit Entsetzen betrachten konnte. „Was fehlt Ihnen?“ fragte ich unwillkürlich. Der Gefragte blickte mich, wie aus einem tiefen Traume aufgeschreckt, an und erwiederte mit klangloser Stimme: „Ich bin aus Flensburg.“ „Dann sind wir Landsleute“, entgegnete ich, „ich bin aus Schleswig.“ „Landsmann!“ rief der Flensburger, indem er mir schluchzend in die Arme fiel, „nimm mich mit! Ich habe sieben Brüder im Felde, eine alte Mutter wartet stündlich auf mein Kommen, damit ich mit meinen Brüdern fechte. Landsmann,

nimm mich mit! Alle Tage ziehen junge Leute nach Norden, um für Schleswig-Holstein zu streiten, und ich — ein Flensburger Kind — kann nicht mit!"

Der gute Mensch stöhnte vor Schmerz und barg sein weinendes Gesicht an meiner Brust. Als ich ihm aber die Wange streichelte und sagte, daß er mit solle, daß ich ihn mitnehmen wolle, da klammerte er sich an mich und sagte, indem er durch seine Thränen zu lächeln versuchte: „Aber nicht wahr, Landsmann, Du gehst keinen Schritt und keinen Tritt von mir, bis wir zu Hause sind?"

Wie mein Schatten folgte er mir am folgenden Tage, als ich in Dresden Waffen für ihn und mich — kaufte? nein, geschenkt erhielt, denn der brave Büchsenschmied wollte auch „nach seinen Kräften für Schleswig-Holstein beitragen."

Im Triumphzug erreichten wir Hamburg. Noch in Hamburg wurden wir mit Blumen beschenkt, von Mädchen und Frauen begrüßt; in Altona aber lautete der Befehl des Generals Wrangel, daß keine Freischaaren ins Land dürften! Nur durch Vermittelung der Herren Arnemann und Godeffroy gelang es uns, nach Holstein zu

kommen. Als ich aber das Schlachtfeld von Schleswig betrat, wo die Leichen noch unbeerdigt lagen, als ich die Stätte wiedersah, wo ich als Kind gespielt, und die ich jetzt wieder betrat, um für ihre Freiheit zu kämpfen, da befahl ein preußischer Officier der preußischen Wache, mich zu arretiren.

Ich trennte mich von meinen österreichischen Freunden, die sich dem Tann'schen Corps anschlossen, während ich zum regulairen Militair überging. Nur einmal habe ich zwei meiner Freunde wiedergesehen; es war nach dem Gefechte bei Hoptrup. Der Flensburger hatte einen Schuß ins Bein bekommen, ein Böhme trug eine Schramme am Kopfe, Beide aber waren auf dem Wege der Besserung, Beide erwarteten mit Ungeduld den Augenblick, wo sie aufs Neue in den Kampf ziehen könnten.

So waren die Freischaaren! Von einem Geiste beseelt — von der Liebe zu Deutschland vorwärts getrieben, reichten sie sich die Bruderhand, ohne erst zu fragen: „Wie heißt Du? und wer bist Du?" Der kecke Kossuthhut mit der wallenden Feder, die Büchse und der Hirschfänger waren

ihre Uniform, Tapferkeit und Treue war ihre Losung, und „Vorwärts in den Kampf" war ihr Feldgeschrei.

Deß ist ganz Schleswig-Holstein und Jütland Zeuge, daß trotz der verschiedenen Elemente, trotz der losen Disciplin der bunt durcheinander geworfenen Jünglinge, welche sich im Tann'schen sowohl, wie in andern Freicorps zusammengefunden hatten, ein edler, herrlicher Geist unter ihnen herrschte, der sie den Herzen der Schleswig-Holsteiner ewig unvergeßlich macht. Als Beweis dafür aber, daß sie ihre Ehre bewahrt und wie Helden gefochten haben, möge die nachfolgende Schilderung des Gefechtes bei Hoptrup dienen, in welchem jeder Einzelne sich mit Ruhm bedeckte.

Der preußische General der Cavallerie und Commandeur des Dannebrog-Ordens hatte sich aus Jütland zurückgezogen und den Norden Schleswigs den dänischen Truppen preisgegeben, die fünftausend Mann stark unter Commando des Oberst von Juel dem Reichsheere auf dem Fuße folgten, damit die Dänen — und mit ihnen die ganze übrige Welt — glauben möchten, daß die

deutſchen Truppen, von den däniſchen verfolgt, ſich zurückzögen.

Laut ertönten die Klagen der Nordſchleswiger über die Bedrückungen der däniſchen Einquartierung, laut forderten die Südſchleswiger, die Holſteiner und alle andern Stämme des deutſchen Volks, daß die Reichsarmee das Land vom Feinde ſäubern ſolle; täglich kamen Flüchtlinge aus Hadersleben und Apenrade im Hauptquartiere Wrangel's an und ſchilderten in beweglicher Sprache die Leiden der Deutſchen in Nordſchleswig — aber die Klagen und Bitten verhallten ungehört, Wrangel blieb in Flensburg und ließ die Dänen ſchalten und walten, wie es ihnen gut dünkte.

Was der preußiſche General, ohne Mitleid zu empfinden, anhören konnte, bewegte das Herz des kühnen Freiſchaarenführers Freiherrn von der Tann; er, der ſich aus Begeiſterung für Deutſchlands Größe und Ehre der Sache der Herzogthümer gewidmet hatte, faßte den Entſchluß, mit ſeiner gleichgeſinnten Heldenſchaar die Ehre der deutſchen Waffen, die durch den Rückzug aus Jütland verpfändet war, wieder einzulöſen und den bedrängten Brüdern im Norden Hülfe zu bringen.

Kaum war sein Corps in Rendsburg neu organisirt, als er in drei ermüdenden Tagemärschen über Schleswig, Flensburg und Uek dem Feinde entgegen eilte. Vor ihm standen, in Hoptrup, Mastrup und Hadersleben vertheilt, sieben dänische Infanterie-Bataillone, sechzehn Schwadronen Cavallerie und zweiunddreißig Geschütze. Der Feind hatte eine durch das Defilee von Hoptrup und den Fjord von Hadersleben geschützte Stellung inne, in welcher er den Angriff einer bedeutend überlegenen Streitkraft hätte blutig zurückweisen können.

Dies war von der Tann sowohl, wie jedem Einzelnen seines Corps bekannt, und wenn er dennoch vierhundert junge Männer bereit fand, ihm auf seinem kühnen Zuge zu folgen, und wenn der in Uek zurückgebliebene Rest seiner Heldenschaar mit neidischen Augen die Auserwählten betrachtete, welche sich dem fast sichern Untergange weihen durften, so fühlen wir uns gedrungen, den Führer, welcher auf seine Untergebenen so mächtigen Einfluß ausübte, als eine seltene militairische Persönlichkeit zu verehren.

Vierhundert Mann hatte von der Tann aus-

gesucht, um fünftausend Dänen zu überfallen! Im offenen Kampfe hätte seine Schaar erliegen müssen; mit List und Klugheit mußte die Tapferkeit sich paaren, wenn das Unternehmen einige Aussicht auf Erfolg haben sollte. Von der Tann requirirte vier Bauernpferde, mit welchen er die Freischärler beritten machte, die als „Cavallerie" die Tête seines Zuges bildeten. Ihnen folgten in einiger Entfernung funfzig Wagen, auf denen seine Streitkräfte vertheilt waren.

Am Nachmittage des in der Geschichte Schleswig-Holsteins ewig denkwürdigen 6. Juni 1848 brach die muthige Schaar, von den Segenswünschen ihrer Kameraden begleitet, von Uek auf, der Straße nach Hadersleben zu. Spät am Nachmittage stieß von der Tann's Cavallerie auf eine dänische Patrouille von sechs Dragonern; die vier deutschen Freischärler griffen sie muthig an und jagten fünf in die Flucht, den sechsten brachten sie gefangen ihrem Führer. Nachdem diese kleine Waffenthat geglückt war, entsandte von der Tann seine Cavallerie nach dem Westen, damit die Dänen glauben möchten, daß ein deutsches Corps diese Richtung einschlagen und somit den

rechten Flügel des Juel'schen Detaschements umgehen wolle. Diese List gelang vollkommen. Von allen Seiten erhielt der dänische Commandeur Meldungen von dem Anrücken starker Cavallerie-Abtheilungen und Munitions-Colonnen, denn für letzteres hatten sie den Wagenzug gehalten; und als die Meldungen im dänischen Lager sich immer häuften, entsandte der consternirte Befehlshaber in der Meinung, daß die ganze Reichsarmee über ihn herfallen werde, an seine vorgeschobenen Posten Ordres, sich nach Hadersleben zurückzuziehen. In richtiger Berechnung dieser Eventualitäten setzte von der Tann seinen Zickzackmarsch fort und brach in der Nacht zwischen Hadersleben und dem südlich belegenen Dorfe Hoptrup in das Centrum der Dänen ein. Die Dänen, die nicht wußten, wie ihnen geschah, griffen mit Gardehusaren die Freischaaren an — wurden aber mit großem Verlust auseinander gesprengt und zur eiligen Flucht gezwungen. Dänischen Jägern, welche den Husaren gefolgt waren, erging es nicht besser; die Freischaaren warfen sich mit Ungestüm auf den weit überlegenen Feind und brachten ihn nach kurzem Widerstande zum

Weichen. Es war indessen Tag geworden, und zu ihrem Erstaunen sahen die Dänen, daß sie es nur mit einem Häuflein „deutscher Räuber“ zu thun hatten; sie ließen ihre Artillerie auffahren und begrüßten die muthige Schaar mit einer Lage Kartätschen. Nur eine Lage konnten sie geben — im nächsten Augenblick stürzten sich die todesmuthigen Jünglinge auf die Kanonen und eroberten sie im Sturme.

Aber noch war das Werk nicht vollbracht. Dänische Jäger in dichten Tirailleurketten griffen von Neuem an, es bedurfte aller Anstrengungen, um den überlegenen Feind zurückzuwerfen, und nur eine Abtheilung von fünfundzwanzig Mann konnte zum Schutze der eroberten Kanonen zurückgelassen werden. Kaum gewahrt der dänische Feldherr, daß die Kanonen ohne Bedeckung sind, als er eine Schwadron Husaren zur Wiedereroberung entsendet. In gestreckter Carriere rast die Schwadron heran, die geschwungenen Säbel funkeln im Morgensonnenschein, die Trompeten schmettern zum Angriff, — aber fünfundzwanzig deutsche Jünglinge halten Wache bei den theuer erkauften Geschützen und erwarten muthigen Her-

zens den Angriff. Da heben sie ihre Büchsen, eine tödtliche Salve erfolgt, die Schwadron ist gesprengt und jagt in wilder Flucht von dannen; sie muß die Reihen der Freischaaren durchbrechen, die mit den Jägern im Kampfe stehen. „Pardon!“ rufen die Deutschen, und da keine Antwort erfolgt, strecken sie die fliehenden Reiter zu Boden. Entsetzen erfaßt jetzt die dänischen Jäger, und in wilder, schmählicher Flucht eilen sie aus dem Bereiche der kleinen Heldenschaar, die glühend vor Kampflust ihren geliebten Führer umgiebt und ihn zu wackerem Vordringen auffordert.

Eine Verfolgung der Dänen wäre aber geradezu Thorheit gewesen; denn wenn auch Artilleristen, Jäger, Infanteristen und Reiter in wilder Flucht bis zur Ostsee liefen und sich dort auf die dänischen Schiffe retteten, so stand doch noch bei Hadersleben ein starkes Corps, das bisher nicht im Gefecht gewesen war, von der Tann daher leicht die Lorbeern seines Sieges entreißen konnte.

Die Beute dieses ruhmreichen Treffens bestand in zwei Kanonen, von denen die eine wegen mangelnder Bespannung nicht fortgeschleppt werden konnte, drei Munitionswagen, einer Menge

Waffen, achtzehn Pferden und fünfunddreißig Gefangenen.

Die Freischaaren hatten ihren Liebling und Tann's Busenfreund, den königlich bairischen Hauptmann Corneli, als Todten, und fünfundzwanzig Schützen als Verwundete zu beklagen; der Verlust der Dänen belief sich im Ganzen auf dreiundsiebzig Mann. Der Schrecken aber, den die „deutschen Räuber" den Dänen eingejagt hatten, war ein so heilloser, daß Oberst Juel mit seinem ganzen Corps schleunigst nach Jütland retirirte und seine Geschütze nach Fühnen transportiren ließ.

So endete der kühne Zug des in den dankbaren Herzen der Schleswig-Holsteiner ewig fortlebenden Freiherrn von der Tann und seiner Heldenschaar, die, alle Gaue Deutschlands vertretend, den Beweis lieferte, was ein begeistertes Volksheer, das für Deutschlands Recht in den Kampf zieht, zu leisten vermag.

Preußische Gardeofficiere tadelten den Mangel an Tactik, den von der Tann bei seinem Unternehmen an den Tag gelegt; wir aber loben die Tactik, welche zum Siege führt, und seufzen schwer

unter den Folgen jener Tactik, die einen deutschen Volksstamm unsäglichem Elende preisgab.

Als von der Tann in seine Heimath zurückkehrte, war manches Auge thränenfeucht, und die Segenswünsche eines Volkes begleiteten ihn; als Wrangel Schleswig-Holstein verließ, fragte er bei der Statthalterschaft an, „ob es rathsam für ihn sei, auf der Kieler Eisenbahn zu fahren.“

Ein Soldaten-Diner.

Das dritte schleswig-holsteinische Jägercorps lag nach der Schlacht bei Idstedt längere Zeit am Bissensee im Bivouac und erfreute sich nach den großen Verlusten, die es bei Idstedt erlitten hatte, einer besonders angenehmen Ruhe in der sandigen, magern und elenden Gegend des Bissensee's.

Im Norden liegt das Dorf Breckendorf, welches von unsern lieben Freunden, den Dänen, täglich heimgesucht wurde, so daß zuletzt kein Halm Stroh, kein Huhn und kein Pfund Butter in dem großen Dorfe zu finden war. Wir beschlossen, diesem Wohlleben der Dänen ein Ende zu machen, und schickten jeden Morgen vor Tagesanbruch eine Compagnie Jäger nach dem so schwer geprüften Dorfe und hatten mehrmals das Glück,

einer däniſchen Fouragir-Colonne ein Gericht blauer Bohnen auf den Pelz zu brennen. Dies reizte nun wieder den Major des däniſchen Bataillons, der uns gegenüber commandirte, und es entſpannen ſich allmälig Tag für Tag kleine Gefechte in und um Breckendorf, die indeſſen zu nichts führten und den Vorrath der Lebensmittel auch nicht vergrößerten. Wir waren allmälig an dieſe Scharmützel ſo gewöhnt, daß es uns ging, wie dem Waſſermüller, der aus dem Schlafe erwacht, wenn ſeine Mühle ſteht. Wenn wir des Morgens auf unſerm Strohlager erwachten, Mäuſe und Hamſter vertrieben und Kaffee tranken, ſo fehlte uns etwas, wenn wir es in Breckendorf nicht knallen hörten, und es wurden Bemerkungen laut, wie: „Es iſt zu langweilig! Nicht einmal ſchießen hört man heute! Sollte der Major nicht 'mal Luſt ſpüren, auszurücken? Was iſt denn in Breckendorf los? es fällt ja kein Schuß! Es iſt zum Verzweifeln!“

Wir mochten ungefähr ſechs Wochen lang ſo zwiſchen Vergnügen und Langeweile, Gefechten und Nichtsthun verlebt haben, als wir auf den Einfall kamen, unſerm Major ein „diner fin“

zu geben. Mit fabelhafter Energie wurde das Project betrieben, und der Hauptmann von B., der von allen Officieren die schönste Hütte besaß, übernahm es, den Tisch zu besorgen. Von Morgens früh bis spät in die Nacht wurden fuderweise Epheukränze gewunden, Moos und Eichenlaub wurde herbeigeschafft, künstliche Sessel wurden bereitet, und als Krone des Luxus wurde aus Breckendorf eine Fensterscheibe herbeigeholt, die, künstlich in Moos und Epheu eingefaßt, über dem Platze thronte, wo unser Major sitzen sollte. Es war in der That ein niedliches Zelt! Alles war so geschickt und hübsch eingerichtet, daß wir anfingen, von uns selbst eine hohe Meinung zu bekommen und das Naturleben der rohen Völker in Amerika als etwas Idyllisches zu betrachten.

Wir schickten unsre Fouriere nach Rendsburg und ließen Cigarren, Wein, Punschessenz, Kaffee, Zucker, Austern und Citronen herbeibringen. Da diese Sachen leider nur für baar Geld zu haben waren, wir aber — wie alle Soldaten — kein Baargeld führten, so mußte uns der Zahlmeister Vorschüsse machen, was er aber erst dann that,

als wir ihn feierlichſt zu unſerm „diner fin“ eingeladen hatten. Ein Lieutenant M. aus Weſtphalen hatte ein Auge auf die Tochter eines reichen Pächters in der Nachbarſchaft geworfen und beſtand darauf, daß die ganze Pächterfamilie eingeladen werde, damit ihm endlich Gelegenheit geboten würde, das Siegel ſeines Herzens zu löſen und der ſchönen Marie unter vier Augen zu geſtehen, daß er nicht abgeneigt ſei, ſich bei den Fleiſchtöpfen ihres Herrn Vaters häuslich niederzulaſſen. Der Vorſchlag wäre durchgefallen, wenn nicht ein Jeder von uns ein Lottchen, Hannchen, Minchen oder Trinchen gekannt hätte, und es wurde ſomit endlich beſchloſſen, daß Jeder ſeine Herzenskönigin nebſt Familie einladen dürfe, vorausgeſetzt, daß die Eingeladenen Eß- und Trinkwaaren mitbringen würden.

„Tractiren wollen wir nicht,“ ſagte ein alter Oberlieutenant, der längſt ſein Trinchen heimgeführt hatte und dem die jugendlichen Gefühle ſeiner Kameraden etwas antiquirt erſchienen, „tractiren wollen wir nicht; wenn die guten Leute aber etwas Gutes mitbringen, ſo mögen ſie willkommen,

sein. Ich verderbe kein Fest, nur gegen das Tractiren habe ich einen Widerwillen, den ich mit ins Grab nehmen werde."

Nachdem also die Sache soweit in Ordnung war, wurden Briefe geschrieben an Meier, Schulze, Müller, Schmidt und Hansen, und in den höflichsten Ausdrücken wurde das Ersuchen gestellt, daß „die verehrten Herren mit ihren werthen Damen" uns die Ehre ihrer Gegenwart schenken und am 12. August, Mittags zwölf Uhr, ein Soldatenfrühstück im Lager am Bissensee einnehmen möchten. Da nun die Minchen und Trinchen, Lottchen und Hannchen ihrerseits einen August, Wilhelm, Theodor und Fritz hatten, und da ein gutmüthiger Pächter seiner pausbäckigen, heirathsfähigen Tochter nicht gut eine Bitte abschlagen kann, so erhielten wir auf unsre höflichen Einladungen höfliche Zusagen. — Die Aufregung unter den jungen Officieren war groß.

„Wenn Hannchen morgen kommt, so sprich Du recht viel mit ihrem Vater," bat M.

„Führe Lottchens Vater hier im Lager herum, wenn Du siehst, daß ich mit meinem Taschentuche winke," bat Lieutenant K.

„Du könntest mir wohl den Gefallen thun, Minchens Vater etwas anzusäuseln," flehte der junge Lieutenant W.

„Trinchens Vater hat noch keine Kanonen gesehen, zeige sie ihm doch morgen, ich thue Dir auch einen Gefallen," wisperte Lieutenant B., indem er mir krampfhaft den Arm drückte.

Ich machte die ganze Nacht vor dem diner kein Auge zu. Meine Kameraden erzählten mir um die Wette ihre Liebesaffairen von A bis Z; M. kratzte sogar auf der Guitarre, diesem Seufzerkasten aller Verliebten, und sang mit seiner krähenden Stimme hinaus in die Sternennacht: „Steh' ich in stiller Mitternacht so einsam auf der stillen Wacht." Der alte Oberlieutenant schüttelte ärgerlich den Kopf und meinte: „Alles will ich mir gefallen lassen, nur das Klimpern auf dem Winselholz nicht."

„Und das Tractiren nicht," rief M.

„Und das Tractiren nicht," fügte Jener hinzu. „Ihr kriegt die Mädchen doch nicht, das ist noch das einzige Glück bei der ganzen Geschichte, darum habt Erbarmen und macht mich mit Eurem Ver-

liebtthun nicht melancholisch; es ist ja doch nichts, als reiner Larifari!“

So verging unter Liebesseufzern, Flohstichen, Mäuse- und Hamsterbesuchen die Nacht, und in niegesehener Glorie erhob sich die Sonne am 12. August aus ihrem Nachtlager, um das Festzelt am Bissensee zu betrachten und mit ihren Strahlen zu vergolden. Die Officiere verwendeten unendliche Zeit zum Anziehen; die reinen Hemden wurden aus den Koffern im Bagagewagen herbeigeholt und der muffige Geruch derselben wurde mit Eau de Cologne, so weit thunlich, vertilgt. Haaröl war leider wenig vorhanden, daher wurde trotz der eifrigsten Protestation des alten Oberlieutenants eine Flasche Salatöl geopfert, und wir erglänzten Alle in nie gesehener Pracht. Besonders M. war wie ein Oelgötze so blank. Er wiegte sich in den Hüften, spielte sinnend mit seiner Lorgnette, zupfte Tausendschön und Gänseblümchen zwischen den Fingern und verschmähte es, eine Cigarre zu rauchen, weil Marie den Geruch nicht leiden mochte.

Die Delicatessen wurden ausgepackt. Ein furchtbar schöner Anblick! Der Oberlieutenant

ſtand mit den Händen in der Hoſentaſche am Tiſche und las mit Heißhunger die Vignetten der verſchiedenen Flaſchen, Schachteln, Krüge und Gläſer. „Ananas! B., Sie ſind ein Gott! Ananas! himmliſche Gerechtigkeit, iſt es Wahrheit oder Dichtung? träume ich, oder bin ich bei Sinnen? Ananas und Auſtern! Sie haben doch genug Auſtern? Sonſt ſchicken wir lieber nochmals nach Rendsburg. Ich will meine Uhr verſetzen, wenn es nöthig, wir wollen uns heute nicht lumpen laſſen; nein, hole mich der Teufel, B., nur nicht lumpen laſſen!“

„Komme doch, komme doch, komm, Du Schöne!“ flötete M.

„Herrrjeſes!“ ſchrie der alte Oberlieutenant, „Menſch, Freund und Kupferſtecher, wie können Sie bei dieſem Anblick da ſolch dummes Zeug herbrüllen!“

„Dein iſt mein Herz,“ entgegnete M., indem er ſeinen Arm um den Leib ſeines Freundes ſchlang, „Sie ſollen meine Portion Caviar haben, aber dann laſſen Sie mich auch ſingen.“

„Caviar? Caviar?“ rief der Alte, indem er M.'s Hand preßte. „Goldjungen, die Ihr ſeid,

mein Lieblingsessen! Caviar? Hört, Kinder, laßt mich ihn einmal versuchen, ob er auch gut ist. Was? Blos eine Messerspitze voll! Soll ich, B.? Ja?"

„Gott bewahre!" rief B., „das wäre ja gegen die Kleiderordnung. Auch nicht daran riechen dürfen Sie. Geduld!"

„Es ist recht so," stöhnte der Alte, „na, wie spät ist es denn schon?"

„Elf Uhr," entgegnete M., „in der nächsten Stunden Schoße liegt das Schicksal einer Welt. Hurrah, da kommt schon ein Wagen." — Und so war es. Ein Wagen voll junger Mädchen erschien am Rande des Waldes, zwei, drei, vier Wagen folgten hinterdrein. Welch' ein Anblick, so ein holsteinischer Wagen, von zwei dicken, fetten Dithmarser Pferden gezogen, den alten Kutscher in seinen Sonntagskleidern auf dem Kutscherssitze, die Meerschaumpfeife mit der Perlenschnur unter der rothen Weste hervorguckend.

In langsamem Trabe nahte sich die Karawane, und als sie endlich anhielt — ja, wer beschriebe diese Scene? Die alten Herren quetschten mit ihren Händedrücken unsre Finger; die Mama's

blickten uns mit ihren blauen Augen so unverwüstlich gutmüthig an, die Töchter waren so bodenlos verschämt und lächelten so riesig naiv, daß man aus Mitleid. mit den armen Dingern hätte vergehen mögen. Der Ach's und O's über diesen „reizenden Platz" war kein Ende, das „Wetter war so schön", „so hätten sie sich's doch nicht gedacht" und „so gemüthlich, wie wir uns eingerichtet hätten," waren die Thema's, über welche in der nächsten Stunde geplaudert wurde.

Indessen trugen die Kutscher aus den Wagen unendliche Quantitäten von Lebensmitteln und stapelten sie in der Nähe des Zeltes auf. Der alte Lieutenant kam mit Thränen in den Augen zu mir, zog mich einige Schritte abwärts und sagte:

„O Hauptmann — sie haben Gurkensalat und kalten Entenbraten mitgebracht."

„Sonst nichts?" fragte ich.

„Sonst nichts? Ist das nichts? Rothe Grütze, Kuchen, Torten, Gänse-, Enten-, Hühner-, Reh- und Hasenbraten, Fische gebraten, gesotten und in Gelée, Eistorten, Chocolade, gekochte Krebse, geräucherten Aal, Häringssalat einen Eimer voll!

O! es ſind Mordkerle, dieſe Pächter, es iſt der ſchönſte Tag meines Lebens! Na, ich ſage Ihnen, ich will aber heute einen Zungenſchlag entwickeln, der ſoll gut ſein."

Dabei liebkoste er ſeinen Schmeerbauch und blickte in die Zukunft, wie Einer, dem es nie fehlſchlagen kann.

Der Major war indeſſen erſchienen und hatte mit ſeiner liebenswürdigen Höflichkeit die Gäſte willkommen geheißen. Die Pächter beeilten ſich, dem allgemein bekannten und geachteten Commandeur ihre Hochachtung zu beweiſen, und die jungen Officiere hatten einen Augenblick Gelegenheit gehabt, mit den jungen Damen Blicke und Händedrücke zu wechſeln.

Als B. die Truppen richtig vertheilt ſah, meldete er, daß der Tiſch gedeckt ſei, und der Major führte eine dicke, fettſtrahlende Pächtersfrau an den Platz, wo die Fenſterſcheibe paradirte. Ich nahm M.'s künftige Schwiegermutter und wußte mich ſo mit ihr zu placiren, daß ihr Ehegatte den verliebten Lieutenant und ſein ebenſo verliebtes Mariechen nicht zu Geſicht bekommen konnte. Ein dankbarer Blick von M. war mein

Lohn. Der alte Lieutenant hatte sich nicht mit einer Tischdame „behaftet“, er saß am obern Ende, von wo aus er den Tisch mustern konnte. Ich habe ihn nie so selig lächeln sehen.

Suppe hatten wir keine, es ging daher gleich über Braten und Compote her. Die Schlacht sollte mit Hühnern anfangen und mit Austern aufhören; die Hühner lagen in Petersilie in den Schüsseln und hielten ihre Herzen und Lebern zwischen den Beinen; sie dufteten so schön, ach so schön, daß ich noch nicht begreifen kann, wie der Unhold von einem Adjutanten in gestrecktem Galopp an das Zelt reiten und laut ausrufen konnte:

„Der Major des dritten Jägercorps!“

Der Major erhob sich, empfing eine schriftliche Ordre. Einen Augenblick tiefe Stille. Dann tönte des Majors laute Stimme:

„An die Gewehre!“

Und an unsre Gäste sich wendend, sagte er:

„Die Dänen rücken an, sie haben die Mühle bei Stenten genommen, wir müssen vorgehen. Auf Wiedersehen!“

Binnen fünf Minuten erschollen die Com-

mando's: „Ueber das Gewehr! In Sectionen vom rechten Flügel abmarschirt! Ohne Tritt, Marsch!“

Wir zogen rasch vorwärts, denn es begegneten uns schon Wagen mit Verwundeten. Adjutanten und Ordonnanzen ermahnten unaufhörlich zum raschen Marschiren, und als wir die Höhe von Stenten erreichten, da sahen wir das zweite Jägercorps langsam einer Uebermacht der Dänen weichen.

„Rechts das Gewehr! Trab, Trab, Jungens!“ rief der Major. „Haltet gut Ordnung, Kinder, Trab! Trab!“

Wie ein Gewitter stürzte sich das dritte Jägercorps ins Gefecht, die Dänen zogen sich zurück und hielten die Mühle bei Stenten besetzt, von wo sie mit vier Geschützen und gegen 1000 Mann auf die Schleswig-Holsteiner feuerten. Die Mühle lag auf einem schmalen Damm, mitten in einem kleinen See und war durch die Feigheit eines Hauptmanns vom zweiten Jägercorps an die Dänen verloren gegangen. Der Major von E. klopfte mir auf die Schulter und sagte:

„Nehmen Sie die Mühle schnell, ehe das zweite Jägercorps sich sammelt.“

Ich hatte bei meiner Compagnie einen schwedischen Officier, Premierlieutenant L., den verwegensten Mann, den ich je gesehen habe. Er riß sein Käppi vom Kopfe, als er den Befehl zum Angriff hörte, und rief laut: „Gud forbanda de Danska.“ Ich nahm ihn, einen österreichischen Officier, Lieutenant L., und alle Freiwilligen an die Spitze der Compagnie und ließ im Parademarschritt vorrücken. Plänkeln und Schwärmen konnte uns nichts helfen, nur ein geschlossener Angriff konnte uns in Besitz der Mühle setzen. Meine braven Jäger sangen während des Vorgehens: „Der Hauptmann, er lebe!“ — und schritten mit geschultertem Gewehr auf den Damm zu. Eine furchtbare Salve empfing uns.

„Zum Angriff das Gewehr!“ rief ich meinen Leuten zu. „Schießt erst, wenn wir in der Mühle sind. Trab!“

In diesem Augenblick ritt ein Stabsofficier an mich heran und fragte:

„Haben Sie viel verloren?“

Ich kannte den Officier nicht, erwiederte daher kurz: „Ich glaube es nicht, habe mich übrigens nicht umgesehen.“

Da rief plötzlich ein Freiwilliger aus Frankfurt, Namens D.: „Das ist Heinrich von Gagern!“

Ein Hurrah, wie es wohl selten ertönt haben mag, begrüßte den edlen Mann, der in schleswig-holsteinischer Uniform sich an die Spitze der Sturmcolonne setzte. Wie wir an die Mühle kamen, das weiß ich nicht. Wir stürzten jubelnd vorwärts, und als wir die Mühle erreichten, da sprangen die Dänen aus Fenstern und Thüren zu Hunderten heraus.

„Feuer! Feuer!“ riefen die Officiere. Ein Schrei, der auf unsre Salve folgte, bewies, daß wir getroffen hatten. Die Dänen flohen wild vor uns über die Haide, wir hinterher. Die Jäger warfen Käppi's, Gewehre und Hirschfänger, Alles, was sie im Laufe hindern konnte, von sich und verfolgten die fliehenden Dänen, von denen sie manchen mit den Händen ergriffen. Ich habe nie eine größere Aufregung unter Menschen gesehen, als an dem Tage herrschte, von welchem ich erzähle. Ein preußischer Militair sagt in seiner Abhandlung über den schleswig-holsteinischen Krieg, daß W. seine Truppen nicht zu beurtheilen

verſtand, weil er an jenem Tage nicht Schleswig erſtürmte. Er verglich den Angriff der Jäger mit dem der franzöſiſchen Garde bei Waterloo. Ich glaube, daß unſre Truppen bei Stenten einen fünffach überlegenen Feind vor ſich hatten, ſie warfen ſich mit ſolcher Wuth und ohne einen Schuß zu thun, auf die Dänen, daß dieſe beim erſten Angriff zurückprallten und erſt dann wieder zum Stehen kamen, als unſre Nachtmütze von einem General „Hahn in Ruh“ blaſen ließ.

Es war ungefähr ſechs Uhr Abends, als das dritte Jägercorps wieder verſammelt war. Die Leute ſtanden lachend und ſchwatzend bei den Gewehren, die Officiere ſprachen mit dem Major, der freudeſtrahlend ſeine „Kinder“ lobte und den General tadelte, weil er uns nicht vorwärts marſchiren laſſen wollte.

„Wenn wir nur bald abmarſchirten,“ ſagte der alte Lieutenant, „damit wir doch Abendeſſen vorfänden. Mir ſoll's heute Abend nach der verfluchten Laufpartie doppelt ſchmecken! Herrgott von Mannheim! habe ich einen Hunger.“

M. hatte einen Streifſchuß am Arm erhalten und freute ſich auf Mariechens Pflege; T. war

durch den Arm geschossen, grinste aber vor Vergnügen, weil er den „Forbanda de Danska“ durch und durch gerannt hatte; sonst war keiner von uns verwundet, und auch von unsern Leuten waren sehr wenig leicht verwundet. Wir konnten uns aber über den Ausgang des Gefechtes doch nicht recht freuen, denn erstens war es nutzlos gewesen, wie alle unsre Kämpfe, und zweitens das diner fin! — Was war aus den Pächtern, den Mama's, den Minchen und Trinchen geworden? Wie befand sich der Caviar? Wo waren die Hühner- und Entenpasteten? Wo war Wein und Ananas? Hielten die reizenden Pausbäckchen Wache bei unsern Schätzen, oder war ihnen Uebles widerfahren? Lauter Fragen, die wir Alle stellten und die Niemand beantworten konnte.

Endlich gegen sieben Uhr erhielten wir Befehl, wieder in unser Bivouac zu marschiren. Hungrig und durstig, wie wir waren, legten wir den Weg nach Bissensee schnell zurück, immer ängstlich nach vorn lugend, ob wir nicht einen Blick auf unser Heiligthum werfen könnten; aber es ward dunkel, bevor wir unsre „Heimath“ erreichten, und als wir sie erreichten, was fanden wir da?

Die Bauern von Breckendorf, des langen Faſtens müde, hatten ſich an den Biſſenſee begeben und nach kurzem Proceß mit den Pächtern und deren „verehrten Familien“ eine heilloſe Razzia angeſtellt, ſo daß auch nichts, ſage gar nichts von unſern ſchönen, wunderſchönen Delicateſſen nachgeblieben war. Ja, wenn nur Brod, oder Bohnen dageweſen wären; aber nichts, partout nichts war zurückgelaſſen, als der Epheukranz; ſogar die Fenſterſcheibe war von ihrem egoiſtiſchen Beſitzer wieder abgeholt worden. Was ſollten wir anfangen? Etwas muß der Menſch eſſen, wenn er hungrig iſt, das lehrt die Erfahrung. Wir zogen daher auf Raub aus, melkten die Kühe auf einem nahe gelegenen Gute, ſtahlen Kartoffeln und ſchoſſen einen Schafbock, den wir nachher nicht eſſen konnten, weil er zu polizeiwidrige Düfte gen Himmel ſandte.

„Singen Sie doch,“ ſpöttelte der alte Oberlieutenant. „Singen Sie doch, Herr M.“

„Ja,“ antwortete dieſer, „tractiren Sie doch! wie hat die Meſſerſpitze voll Caviar geſchmeckt? He?“

Der Kurbaß.

Ich lag mit einer Compagnie des dritten Jägercorps auf Friedrichshof, wo der Commandeur der Avantgarde, General von Gebhardt, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Der General war ein liebenswürdiger Vorgesetzter; er suchte die Gesellschaft der jungen Officiere, brachte ganze Abende plaudernd und erzählend unter ihnen zu, und erfreute sich deswegen einer großen Popularität. Zu seinen vielen Eigenthümlichkeiten gehörte auch die, daß er Morgens nach dem Frühstück den Dohnenstieg besuchte, um die Krammetsvögel auszunehmen, welche sich über Nacht gefangen hatten. Ich stand bei dem General gut angeschrieben, und als ich mich daher

eines Morgens mit der ersten Compagnie des dritten Jägercorps zum Dienste meldete, sagte er: „Lassen Sie es gut sein — ich will gerade Vögel ausnehmen. Sie können mitgehen — der Lorenz hat einen Korb, bitten Sie den Lorenz, Ihnen denselben zu geben. Nach der neblichten Nacht müssen viele Vögel in den Dohnen hängen."

Lorenz gab begreiflich den Korb her, und ich wanderte mit dem Commandeur der Avantgarde nach dem Tannenholze, um Weindrosseln auszunehmen. „Da hängt eine," rief der General, der jeden Platz kannte, wo eine Dohne hing. „Da ist wieder eine — zwei! Sehen Sie nicht? da hängen zwei in einer Schlinge." Der alte Herr war ganz entzückt über den reichen Fang. Fast in jeder Dohne hing ein Vogel, so daß unser Korb halbvoll war, als wir die erste Hälfte des Dohnenstiegs ausgenommen hatten.

„Warten Sie nur, bis wir auf den Hügel kommen," sagte der General; „ich wette Ihnen eine Flasche Champagner, daß wir in jeder Schlinge einen Vogel treffen. Hier unten in der Ebene habe ich nie viele gesehen, aber oben hängt es brechend voll."

Wir erreichten die Höhe und betraten den Dohnenstieg. Die ersten Dohnen waren leer — leer — Alles leer — wo eine Dohne hing, war die Schlinge in Unordnung, die Beere abgerissen — die Vögel waren ausgenommen. Kaum hatte ich die schwarze Ahnung ausgesprochen, als der General zwischen den jungen Tannen eine Uniform zu entdecken glaubte. „Kommen Sie doch 'mal her, mein Geliebter," rief er wuthschnaubend. Ein Jäger meiner Compagnie kam etwas verlegen aus dem Dickicht und stellte sich vor dem General in Positur.

„Was machen Sie hier?" fragte der General.

Der Jäger sah mich bittend an, ich nickte ihm verstohlen zu, und da er sah, daß ich ihm mit einem blauen Auge durchhelfen würde, gestand er seine Schandthat.

„Wie viele Vögel haben Sie ausgenommen?"

„Ich weiß nicht, Herr General!"

„Sie wissen nicht? Können Sie zählen?"

„Zu Befehl, Herr General!"

„Dann zählen Sie mir sie vor!"

„Die Vögel liegen da in meinem Tornister," stotterte der Jäger.

„Holen Sie ihn her! — Der Kerl soll die Angst kriegen. Mir die Vögel ausnehmen und in den Tornister packen! Himmelsacrement und kein Ende!“

Der Jäger brachte den Tornister, öffnete ihn vorsichtig — er war voll von Krammetsvögeln.

„Zählen — ein bei ein,“ befahl der General.

„Een, twee, dree, veer, fif —“

„Hochdeutsch zählen! bleiben Sie mir mit Ihren „Fifen“ weg! Hochdeutsch!“

„Ich kann nicht, Herr General!“

„Sie sprechen doch Hochdeutsch, da werden Sie doch auch zählen können.“

„Nein, Herr General!“

„Nun, denn man immer zu mit Ihren Fifen!“

„Söß, söben, ocht, negen, tein —“ hier blickte der Jäger mich ängstlich an; ich gab ihm aber durch alle möglichen Zeichen zu verstehen, daß er sich nicht fürchten solle; und er hub wieder an zu zählen und hörte nicht eher auf, bis er „Söben und dörtig,“ siebenunddreißig Krammetsvögel ausgepackt hatte.

„Was glauben Sie, wird jetzt geschehen?“ fragte der General; „ich möchte blos wissen, ob

Sie eine Idee von dem haben, was heute mit Ihnen passirt? Nun, was denken Sie wohl?“

„Ich weiß nicht,“ sagte der Jäger.

„Ein Jahr Festungsarrest ist das Allerwenigste, vielleicht fünf Jahre Zuchthaus! Ich will Ihnen was sagen, Jäger, — wie heißen Sie?“

„Matthias Johannsen, Herr General.“

„Also, Jäger Johannsen, Sie sind ein Lurbaß, ein ganz niederträchtiger Lurbaß! Jetzt nehmen Sie die Krammetsvögel und bringen sie dem Lorenz, und dann melden Sie sich beim Wachtcommandanten in Arrest. Ich will Euch lehren, meinen Dohnenstieg respectiren! Also, daß Sie es wissen, Sie sind ein Lurbaß! Wissen Sie, was Sie sind?“

„Ein Lurbaß, Herr General.“

„Ja, ein ganz gehöriger Lurbaß sind Sie! Jetzt marsch fort! Sie Millionen-Lurbaß! Das einzige Vergnügen, das man hat, wird Einem von den eignen Leuten gestört; ich thue den Leuten zu Liebe, was ich kann, und zum Dank dafür nimmt mir der Lurbaß meine Vögel aus. Ist der Kerl von Ihrer Compagnie?“

„Zu Befehl, Herr General.“

„Scheint eine saubere Compagnie zu sein! Gefällt mir nicht! Müssen Ihre Leute besser anhalten! Taugt der Kerl etwas? dient er schon lange?“

„Er ist ein braver Soldat, Herr General — und trotzdem steht er in der zweiten Classe und hat die schleswig-holsteinische Cocarde ablegen müssen.“

„Ein braver Soldat und Krammetsvögel steh— ausnehmen! Ein braver Soldat und doch keine Cocarde? Wie reimt sich das zusammen?“

„Wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen erzählen, durch welchen Umstand er die Cocarde einbüßte. Der Mann jammert mich, und ich möchte ein gutes Wort für ihn einlegen, damit Sie ihm verzeihen, Herr General.“

„Ihr Schleswig-Holsteiner haltet zusammen wie Pech!“ knurrte der General. „Schießen Sie los und erzählen Sie mir, was diesen Tugendhelden in die zweite Classe gebracht hat.“

„Er war mit vielen andern Soldaten auf einem Tanzboden. Ein Unterofficier, der des Guten zu viel gethan, zog gegen einen Soldaten den Säbel. Die Anderen fielen über ihn her,

nahmen ihm den Säbel ab und brachten ihn aus dem Saal. Am folgenden Tage zeigte der Unterofficier Matthias Johannsen als denjenigen an, der sich gegen seinen Vorgesetzten thätlich vergangen habe — und das Kriegsgericht verurtheilte ihn zu einmonatlichem Arrest und Verlust der Cocarde. Seit dieser Zeit ist der Jäger Johannsen tiefsinnig und begeht bisweilen Thorheiten wie die heutige, gleichsam, als wolle er sich absichtlich ins Unglück stürzen."

Der General kaute am Schnurrbart. „Also sonst ein braver Kerl?" fragte er, mich scharf anblickend.

„Ein sehr braver Mann."

„Soll die Cocarde wieder haben!"

„Und wegen der Vögel, die er ausgehoben?"

„Der verdammte Lurbaß! Siebenunddreißig Vögel hat er ausgenommen und nicht einmal die Dohnen wieder gerichtet. Bestraft muß er werden, geben Sie ihm zwölf Stunden Arrest — und, damit er die Vögel nicht umsonst ausgenommen hat, soll er mir sie rupfen, alle siebenunddreißig! Sagen Sie aber Ihren Leuten, daß ich mir ausbitte — Wer Teufel kommt da an? Ist das nicht der Pape?"

„Ja wohl, Herr General, es ist der Lieutenant Pape, und wie mir scheint, hat er Eile!“

Pape sprengte im Galopp heran, sprang vom Pferde und übergab dem General einen Befehl des General-Commando's.

Während der alte Herr las, flüsterte er mir zu: „Morgen früh um fünf Uhr marschiren wir nach Missunde. Diesmal setzt es etwas. Funfzehntausend Mann und acht Batterieen haben Marschordre.“

Der General winkte dem Adjutanten und gab mir durch ein freundliches Kopfnicken zu verstehen, daß ich gehen könne. Ich begab mich zu meinen Leuten und erzählte ihnen, was ich eben vernommen hatte. Den Lurbaß nahm ich extra vor und sagte ihm, daß er morgen seine Cocarde wieder haben solle; er möge nur vermeiden, dem General zu begegnen, und die unglücklichen Drosseln rupfen.

Die Jäger nahmen die Nachricht, daß es morgen zum Gefechte kommen würde, mit der Ruhe und Besonnenheit auf, welche den Deutschen, besonders den Norddeutschen, so eigenthümlich ist. Statt Hurrah zu rufen und sich zu betrinken,

packten sie ihre Tornister aus und behielten nur das Nothwendigste zurück. Wer seine Bandage verloren hatte, ersetzte sie durch eine neue; die alten Zündhütchen wurden vorsichtig abgenommen und gegen frische vertauscht. Manche schrieben nach Hause, Andere horchten der Terrainschilderung aufmerksam zu, die ein Unterofficier von der Gegend um Missunde entwarf.

Die Dänen hatten ein Lager aufgeschlagen bei Kochendorf, einem Kirchdorfe zwischen Eckernförde und der Schlei. Das Lager war, wie wir durch Spione wußten, durch einen Laufgraben gedeckt und durch mehrere Batterieen verstärkt. Die Zahl der Feinde wurde auf 6—8000 angegeben. Die Rückzugslinie der Dänen ging über das Dorf Cosel nach Missunde, wo ein starker Brückenkopf die an dieser Stelle sehr schmale Meeresbucht, welche unter dem Namen Schlei bekannt ist, vollständig beherrschte. Zudem hatten die Dänen vor Eckernförde Kriegsschiffe liegen, und das nördliche Ufer der Schlei, Missunde gegenüber, mit Batterieen bespickt. Die Knicke und Wälle waren rings umher niedergerissen, die Distancen sorgfältig gemessen, so daß die dänische

Artillerie ein schreckliches Feuer auf die Angreifenden richten konnte. Um aber der deutschen Artillerie das Auffahren zu erschweren, waren die Wege durchstochen und unpassirbar gemacht.

Die Jäger hörten diesen Mittheilungen mit gespannter Aufmerksamkeit zu und bemerkten sehr richtig, daß es nothwendig sein werde, nicht viel Federlesens zu machen, sondern mit dem Bajonnet darauf loszugehen.

Früh am 12. September 1850 marschirten wir von Friedrichshof ab. Es war ein herrlicher Herbstmorgen; unsre Straße führte uns durch prangende Wälder und reiche Dörfer und Felder — das schöne deutsche Land war wohl eines Kampfes werth. Die Bewohner der Dörfer kamen uns mit Erfrischungen aller Arten entgegen; manche Mutter erkannte ihren Sohn und drückte ihm weinend einen Kuß auf das bärtige Gesicht. Das zweite Jägercorps hatte die Spitze; es traf schon vor Kochendorf auf den Feind, warf ihn aber überall mit dem Bajonnet zurück. Als wir uns Kochendorf näherten, rückten das erste Bataillon und das dritte Jägercorps in die Gefechtslinie. Es war ein Wetteifer unter den Bataillonen,

welches zuerſt an den Feind kommen ſollte. Das zweite Jägercorps, geführt von dem tapferen Hauptmann von Ganzer, ließ uns lange nicht ins Gefecht kommen. Der kleine Hauptmann ſchwenkte ſeinen Säbel und ſtürzte ſich, von dem herrlichen Corps gefolgt, auf die Dänen. Eine Poſition nach der andern, ein Haus, ein Zaun, eine Waldliſière nach der andern wurde mit dem Bajonnet genommen, und wenn der begeiſterte Führer nach der Erſtürmung einer Poſition „Schlagt an! Feuer!“ rief — beantworteten unſre Leute ſein Commando mit einem lauten Hurrah. — Wir hatten noch keinen Schuß gethan und glaubten ſchon, daß das zweite Jägercorps die ganze Arbeit allein thun würde; aber es kam anders.

Vor uns ſtand das Lager der Dänen — eine vollſtändige Stadt aus Stroh und Latten gebaut; aus den Laufgräben blitzten die Bajonnete, die Kanonen drohten Tod und Verderben. Hauptmann von Ganzer drängte die Dänen nördlich nach der Schlei zu, wir — d. h. das erſte Bataillon und dritte Jägercorps — griffen mit Sturm das Lager an. Kaum waren wir auf freiem Terrain, als die Kanonen uns begrüßten.

Zweiunddreißig Geschütze beschossen uns mit Voll- und Hohlkugeln — noch höre ich den klatschenden Schlag in meinen Ohren, mit welchem eine Vollkugel in das erste Bataillon einschlug und zehn oder zwölf Mann niederriß. — „Schließt Euch!“ rief der Major von Behrens — unstreitig einer der tüchtigsten Officiere unsrer Armee — „Vorwärts, erstes Bataillon!“

„Schwärmen!“ rief mein Commandeur, der heldenmüthige Major von Eickstedt. — „Schnell avanciren!“ Im Nu rissen die Jäger die Büchsen von der Schulter und flogen über das Feld. Ein schreckliches Feuer empfing uns, und laß Dir sagen, lieber Leser, Alles ist zu ertragen in der Schlacht, nur nicht ein wohlgezieltes Kanonenfeuer, das mit furchtbarer Consequenz eine Vollkugel nach der andern daherschickt. Mir ist es in solchen Stunden, wenn ich den weißen Rauch aufsteigen sah, immer gewesen, als ob die Kugel mir direct ins Gesicht fliegen müsse. Die Dinger sausen Einem um die Ohren und wühlen die Erde neben Einem auf! — — Brrr! — Wir lagen auf der Erde, krochen vorsichtig weiter, schossen und luden im Liegen, und krochen wieder

vorwärts. Kartätschen sausten daher — Granaten platzten über und neben uns — wir krochen näher. Die Dänen im Laufgraben feuerten ihre Donnerbüchsen ab, die mit zwei Rehposten und einer Bleiplatte geladen waren — die Jäger lachten über „Hannemann“ und rückten immer näher.

„Avanciren! drittes Jägercorps, avanciren!“ blies der Hornist. — Rasch sprangen wir auf — Hurrah! — d'rauf und d'ran durch Rauch und Feuer, Kanonen- und Flintenkugeln! — Wir hatten den Laufgraben. Die Artillerie hatte ihre Stellung aufgegeben. In sausender Carriere fuhr sie ab; eine neue Position wurde gewählt, neues Verderben spieen die Kanonen. Ich sah mich um; es schien mir, als ob die Erde bebte; — da kam die vierte Sechspfünder-Batterie. Die Kanoniere schwenkten die Helme, Trompeten bliesen, Rosse schnoben — „Há! welche Lust, Soldat zu sein!“ sangen die Leute — die Kanonen flogen daher — eine Bombe reißt zehn Pferde und sechs Mann in Stücke — im Umsehen sind die Pferde abgespannt, vorwärts fliegt die Batterie. — „Abprotzen! Batterie, Feuer!“ ertönt der Ruf des Officiers. — Acht

Kanonen donnern dem Feinde entgegen. — Wieder eine Salve! — In der nächsten dänischen Batterie fliegt ein Pulverkarren in die Luft. — „Avanciren, erstes Bataillon! Avanciren, drittes Jägercorps!“ rufen die Hörner. Die Musikcorps spielen auf, und „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ singen die stürmenden Krieger. Eine zweite Batterie fährt hinter uns auf, eine dritte, vierte, fünfte, sechste. Wie rasend stürzen die Pferde vorwärts, lustig schmettern die Trompeten. „Feuer, Batterie-Feuer!“ blasen die Signale. Weißer Rauch steigt auf aus hundert Geschützen, die Erde dröhnt unter dem Donner der Schlacht. Die Dänen retiriren, ihre Batterieen fahren ab über die Brücke bei Missunde, Ordonnanzen fliegen längs der Chaussee nach Schleswig. Plötzlich hören wir Gewehrfeuer in der linken Flanke. Es ist Ganzer, er treibt die fliehenden Dänen vor sich her. Einen Augenblick machen sie Halt — „d'rauf und d'ran!“ ruft der unermüdliche Verfolger — er wirft sie in die Schlei.

Wir hatten die Dänen bis an den Brückenkopf getrieben und richteten ein verheerendes Spitzkugelfeuer auf die Artillerie. Namentlich eine

däniſche Batterie war unſern Schützen faſt ganz preisgegeben; wir ſchoſſen die Kanoniere nieder, wenn ſie mit der Lunte ans Geſchütz traten. Ihr Hauptmann ſprach ihnen Muth zu. Er ſtieg kühn auf einen Wall, kreuzte die Arme, um ſeinen Leuten Courage zu machen — ein Schuß knallt neben meinem Ohr — der Hauptmann ſchlägt die Arme auseinander und fällt todt hin. „Endlich!“ ſagt eine Stimme neben mir; ich drehe mich um — es iſt der Lurbaß. Sein Geſicht iſt mit Blut gefärbt, ſein linker Arm iſt verbunden, der Roßſchweif iſt vom Käppi abgeſchoſſen — und dennoch lächelt der Jäger zufrieden und ſagt: „Acht Mal habe ich vorbeigeſchoſſen auf den Hauptmann — aber jetzt hat er ſein Theil!“ — Der Horniſt wankt; das Blut ſtrömt aus ſeiner Seite — er drückt mir die Hand und überreicht mir das Horn. Zwei Mann tragen ihn fort. — „Kann Einer von Euch blaſen?“ frage ich. — „Das kann ich,“ ſagt der Lurbaß. Er hebt den verwundeten Arm und bläst: „Avanciren!“

Das erſte Bataillon rückt geſchloſſen heran. Ein entſetzliches Feuer empfängt die braven Burſchen.

Wie Hagelkörner so dicht schlagen die Kugeln der Dänen in das Bataillon. — „Es ist Euer Tod," ruft ihnen ein Officier zu. — „Makt nix, Tambour schlag an!" rufen die Soldaten, und wie ein Gewitter stürzen wir uns auf den Brückenkopf. Wir mochten funfzehnhundert Mann sein und sollten eine Schiffbrücke stürmen, die von sechs- bis achttausend Infanteristen und acht Batterieen vertheidigt wurde!

Die achtzehnpfündige Batterie des Hauptmanns Christiansen und vier Bataillone kamen nicht ins Gefecht. Ein furchtbarer Kampf entspann sich am Brückenkopf; die Leute schlugen sich wie Verzweifelte. Wir hofften sicher auf Hülfe von unseren Brüdern — statt dessen hörten wir aber das Signal: „Zurück!" — Zurück? Funfzehnhundert Mann im Kampfe mit Sechstausend, im Bajonnetkampfe — und zurück? — Wer erbarmt sich der Verwundeten, die uns flehend zurufen: „Nehmt uns mit!"

Wir mußten zurück, das steile Ufer im furchtbaren Feuer ersteigen, den Andrang des Feindes, das Kanonenfeuer der nachsetzenden Batterieen aushalten. Als wir die Höhe erreichten, waren

unſere Kanonen abgefahren, unſere Bataillone in vollem Rückmarſch. Wir formirten eine Tirailleurkette und wichen langſam zurück, bis wir Kochendorf erreichten. Da lag der Hauptmann Schmidt neben Hauptmann Domeyer und dreißig bis vierzig Jägern in einer Schenke, Schmidt war in den Leib, Domeyer durch den Hals geſchoſſen. Die Leute waren alle Schwerverwundete. Manche waren ſchon todt, manche lagen im letzten Todeskampfe. Schmidt's Rechte ruhte in der Hand ſeines Flügelmannes, der in den Kopf geſchoſſen war. Als ich eintrat, weinte Schmidt und ſagte: „Trauern Sie nicht um mich — um den da thut mir's leid!“ Wir waren kaum im Stande, unſere verwundeten Kameraden zu retten, ſo hart drängten die ſiegreichen Dänen nach, und noch immer ließ Williſen, der in ſeinen Proclamationen geſagt hatte, daß er den Krieg kenne, keine Poſition zu unſerm Schutze nehmen.

Erſt ſpät am Abend erreichten wir das däniſche Lager. Es war künſtlich und mit Geſchmack gebaut. Die Officiershütten hatten Lehnſtühle, aus Stroh geflochten, Blumen waren gepflanzt, Kränze hingen über den Thüren. Ingrimmig

über unser nutzloses Kämpfen zündeten wir das Lager an. Es war ein furchtbar schöner Anblick. Kein Lüftchen bewegte sich; Ruhe und Frieden herrschten ringsum; da, plötzlich steigt eine Flamme empor, erst klein und unbedeutend, doch schnell sich weiter fressend zum Ungeheuer heranwachsend. Die Bataillone marschirten langsam und feierlich durch die Säulen von Rauch; die züngelnden Flammen schlugen über ihnen zusammen, Millionen Funken hinaufsendend in die dunkle Nacht. Scheu bebten die Rosse zurück vor dem Flammenmeer. Die blanken Helme der Reiter funkelten im grellen Widerscheine des Lichts, schauerlich ertönten die Lieder der Soldaten inmitten der entsetzlichen Verwüstung.

Der Anblick des brennenden Lagers erzürnte die dänischen Soldaten vor Eckernförde. Mit einer der dänischen Nation würdigen Tapferkeit warfen sie von den Schiffen Bomben in die Mühle von Eckernförde, in das Holzlager des Kaufmanns Lange. Der Verräther hatte seine Tochter dem tapfern Hauptmann Jungmann, welcher bei der Vernichtung der Flotte im April 1849 unsterblichen Ruhm erwarb, zur Gattin gegeben —

Grund genug für das däniſche Volk, den Vater zu verfolgen. Sie bombardirten die friedliche Stadt, vernichteten die bedeutenden Holzvorräthe und zerſtörten die Windmühle. Kein Wunder! Es lag kein deutſcher Fürſt mit Naſſauern und Schleswig-Holſteinern in der Nähe, der ihnen zum zweiten Male eine Probe deutſchen Muthes und deutſcher Kraft hätte geben können. Aber die ſtolze däniſche Flotte mußte ihren Heldenmuth beweiſen, die verlorenen Lorbeern wieder gewinnen. — Eckernförde wurde bombardirt von den däniſchen Helden! —

Zwei Tage nach dieſer „Recognoscirung," wie Seine Excellenz den Angriff auf Miſſunde nannte, bei welchem wir mehrere Hundert Todte und Verwundete hatten und eben ſo viele Gefangene verloren, befahl der General von Gerhardt mir, die Jäger-Compagnie antreten zu laſſen.

„Laſſen Sie einen Kreis formiren!"

Die Compagnie ſchwenkte links und rechts — der Kreis war gebildet.

„Laſſen Sie den Jäger Matthias Johannſen vortreten."

„Matthias Johannſen!"

„Hier!“

„Vortreten!“

„Von zwei Kameraden geführt, trat er vor den General. Sein linker Arm hing in der Binde, oberhalb des Knie's trug er eine Bandage. Ein Streifſchuß hatte ſeine Bruſt getroffen.

Der General reichte ihm die Hand und ſagte: „Sie tragen keine Cocarde?“

Das blaſſe Geſicht des Soldaten färbte ſich purpurn.

„Nehmen Sie meine Cocarde — erweiſen Sie mir die Ehre! Ich bin ſtolz darauf, ſie Ihnen geben zu dürfen, ſtolz, wenn Sie ſie nehmen.“

„Achtung! — Schultert das Gewehr! — Präſentirt das Gewehr! — Ihre Kameraden präſenſentiren vor Ihnen — das iſt eine Ehre — denn Ihre Kameraden ſind brave Männer — aber Sie ſind der bravſte!“

Ein Strom von Thränen drang aus den Augen des verwundeten Kriegers — kein Auge blieb thränenleer.

„Achtung! — Schultert das Gewehr!“

„Leute, ich habe Euerm Kameraden Unrecht gethan, habe ihn einen Lurbaß genannt. Er iſt

kein Lurbaß, ſondern ſtehende Ordonnanz bei dem Commando der Avantgarde und nicht mehr in der zweiten Claſſe, ſondern in der erſten Claſſe des Soldatenſtandes. Nicht wahr, Jäger?“

„Ja, Herr General!“

„Oeffnet den Kreis! — Rechts und linksum! Marſch! Halt!“

Der General faßte Johannſen unterm Arm und zog ihn ins Zimmer, wo ein gedeckter Frühſtückstiſch bereit ſtand. Die Officiere des Stabes tranken das Wohl des ehrlichen ſchleswig-holſteiniſchen Bauerjungen, der glühend vor freudiger Aufregung dem Wiederherſteller ſeiner Ehre die Hand reichte.

Zehn Jahre ſpäter begegnete mir auf einer einſamen Wanderung am Miſſouriſluß ein zum Skelet zuſammengefallener Menſch. Er ſchleppte ſich mühſam weiter in der brennenden Sonnenhitze, in dem giftigen Boden des Waldes. Beſtürzt über ſein geiſterhaftes Ausſehen bot ich dem Kranken meine Hülfe an — es war Matthias Johannſen! Ob er mich erkannte? — ich weiß es nicht. Dankend nahm er meine Hülfe an.

Ich erquickte ihn durch einen frischen Trunk und eilte nach der nächsten Farm, um einen Wagen zu holen. Als ich zurückkehrte, war der Kranke geheilt! Er lag neben einer umgestürzten Eiche, die Hände über die Brust geschlagen; — auf dem zerrissenen Hemde saß die schleswig-holsteinische Cocarde!

Ich habe ihn begraben in fremder Erde und das Gewehr präsentirt, als der Sarg in die Gruft gesenkt wurde. Wohl ihm! — sein Herz hat ausgeblutet. Sein Leib ruht in freier Erde! —

Der alte Torfbauer.

Es war Jahrmarkt in Segeberg, und mit dem Jahrmarkt war kaltes, unfreundliches Wetter mit Schnee und Wind eingezogen in das friedliche Städtchen. Ich ſtand am Fenſter meines Gaſthofes und bewunderte bald einen Orgeldreher, welcher trotz des kalten Windes und der Schneeflocken, die letzterer ihm in die hohlen Zähne trieb, das Mantellied abſang, bald eine Schaar halberfrorener böhmiſcher Muſikanten, die vor Kälte ſchaudernd den warmen Odem in die alten Trompeten hauchten, als meine Aufmerkſamkeit auf einen alten Bauer gelenkt wurde, der langſam, Schritt vor Schritt ein krankes Pferd am Zügel führte. Der Bauer machte Halt vor dem Gaſt-

hofe und richtete Fragen an den Hausknecht, welche dieſer entſchieden abzulehnen ſchien. Das Aeußere des Bauern, ſeine Haltung, ſein leidendes, bekümmertes Ausſehen erregten meine Neugierde, ſo daß ich trotz des ſchlechten Wetters das Zimmer verließ, um mich nach ſeinem Anliegen zu erkundigen.

Seine Geſchichte war einfach genug, wurde aber von dem armen Menſchen ſo rührend erzählt, daß ich nicht unterlaſſen konnte, mich ſeiner anzunehmen.

„Sehen Sie, Herr Officier," ſagte der Bauer, als ich ſein Pferd in den Stall hatte führen laſſen, „ſehen Sie, der alte Braune iſt krank. Du lieber Gott, ja, er iſt recht krank. Na, nun habe ich den Braunen aber ſchon ſiebzehn Jahre gehabt, zu Martini waren es gerade ſiebzehn Jahre — ich habe ihn hier in Segeberg von Heinrich Ohlſen gekauft — aber den kennen Sie wohl nicht, denn er iſt ſchon lange geſtorben. Oſtern werden es fünf Jahre, daß er ſtarb. Na, nun habe ich ihn denn die ſiebzehn Jahre gehabt, und er iſt nie krank geweſen, es hat ihm nie ein Glied wehe gethan, und als ich geſtern Abend in

den Stall kam und er nicht wieherte, wie sonst — denn er wiehert immer, wenn ich komme, da denke ich: „Na, was fehlt dem Braunen, daß er nicht wiehert?“ Gut, ich hole ja die Laterne, und mein Hannes geht mit in den Stall, und da liegt der Braune und bläst und stöhnt, daß ich denke, er wird gleich sterben. Na, nun bin ich die ganze Nacht bei ihm geblieben und habe ihn gerieben und zugedeckt, und wie es Morgen geworden ist, da bin ich denn losgezogen mit dem alten Braunen. Du lieber Gott, ja! Neun Stunden haben wir gebraucht, um die zwei Meilen zu gehen, der Braune und ich, das Brod ist mir in der Tasche gefroren.“

„Was soll denn nun mit dem alten Braunen geschehen?“ fragte ich.

„Ja, sehen Sie, Herr Officier, wenn ich nur hierbleiben könnte und selbst aufpassen, dann wäre es schon recht, aber meine Frau liegt im Nervenfieber, und der Hannes, na, das wissen Sie ja, so ein Kind weiß dann auch nicht recht Bescheid, du lieber Gott, ja! Wenn der Curschmied denkt, daß er den Braunen für ein Fuder Torf curiren kann, und wenn der Wirth ihn hier behalten will

im Stalle, na, dann will ich nur in Gottes Namen wieder nach Hauſe zu meiner kranken Frau und heute Nacht wiederkommen, wenn es Gottes allmächtiger Wille iſt!“

„Wißt Ihr was?“ ſagte ich, „der Curſchmied ſoll den alten Gaul curiren, mein Burſche und ich wollen aufpaſſen, daß er ſeine Medicin regelmäßig einnimmt, und Ihr geht jetzt nach Hauſe und pflegt Eure Frau. In drei Tagen kommt Ihr wieder; der Braune wird dann ja wohl entweder geſund oder todt ſein.“

„Ja, wenn es nur nicht zu viel koſtet,“ erwiederte der Bauer; „die Kriegslaſten ſind ſo ſchwer, die Krankheit meiner Frau hat mir auch ſchon viel gekoſtet; — aber mag es kommen, wie es will, der Braune ſoll ſein Recht haben; er hat ſiebzehn Jahre für mich gearbeitet und immer wieder friſch angezogen, wenn ich und der Hannes den Torf zuſammen gefahren haben; der Braune ſoll curirt werden, das ſagen Sie nur dem Curſchmied, und wenn es auch zwei Fuder Torf koſtet.“

Der alte Mann näherte ſich dem ſtöhnenden Thiere, klopfte es auf den Hals, fuhr ſich ſelbſt über die Augen und wandte ſich der Heimath zu.

Der inzwiſchen herbeigerufene Curſchmied erklärte den Zuſtand des Braunen für ganz ungefährlich und verordnete einige einfache Mittel, die auch die gewünſchte Wirkung thaten, ſo daß der alte Braune ſchon am folgenden Morgen etwas Weizenkleie mit Hafer vermiſcht aus der Krippe fraß, als ich ihm meine Viſite machte.

Am dritten Tage kam der Bauer wieder. Ich begegnete ihm auf der Straße und wurde ſchon von Weitem von ihm erkannt. „Herr Lieutenant!“ rief er, „wat maakt de ohle Bruune?“

„Der Braune iſt munter und geſund,“ erwiederte ich, „kommt nur mit.“

„Ganz geſund?“ fragte der Bauer mit dem ſeligſten Lächeln.

„Ja, kerngeſund! Iſt ein hübſcher alter Gaul, der Braune.“

„Du lieber Gott, ja, iſt ein rechtſchaffenes Pferd, Herr Lieutenant, thut ſeine Arbeit und kennt die Gelegenheit beim Hauſe! Können's mir glauben, er hat oft den Kopf durchs Fenſter geſteckt, wenn wir beim Eſſen waren, gerade als wenn er „geſegnete Mahlzeit“ ſagen wollte. Du lieber Gott, ja! Sehen Sie, ich könnte ja leicht

ein beſſeres und jüngeres Pferd bekommen, wenn ich das Geld dazu hätte, aber wollen Sie mir wohl glauben, daß ich mich doch beſinnen würde, ehe ich den alten Braunen vertauſchte?“

Wir ſtanden vor der Stallthür. Der alte Braune wieherte, als er den Tritt ſeines Herrn und Freundes erkannte; der Bauer verbiß ſich die Thränen, als er die Stimme ſeines Lieblings hörte.

Ich hatte meinen Kameraden von dem braven, alten Bauer erzählt und war vom Commandeur des dritten Jägercorps, dem Major von Eickſtädt, beauftragt worden, meinen Freund zum Mittagseſſen einzuladen. Am obern Ende des Tiſches neben dem Major wurde ihm Platz gemacht; die Officiere tranken ſeine und ſeiner Familie Geſundheit; ich ſtieß ganz heimlich mit ihm an und wiſperte ihm zu: „De ohle Bruune ſchall leewen.“

Lange hatte der Bauer gegen ſeine Verlegenheit angekämpft; endlich erhob er ſich und ſagte: „Ja, Kinners, danken kann ik nich; wüllt Se mi ober beſöken und förleev nehmen mit Melk und Bookweten Grüt, denn ſo ſchüllt Se von Harten

willkommen ſin.“ (Danken kann ich nicht, Kinder; wollt Ihr mich aber beſuchen und fürlieb nehmen mit Milch und Buchweizengrütze, ſo ſollt Ihr von Herzen willkommen ſein.)

Monate waren vergangen; wir ſtanden im Herzogthum Schleswig auf der Idſtedter Haide und erwarteten mit pochendem Herzen den Angriff des Feindes. Uns fehlten alle Bedingungen des Sieges, indem unſer General dem weit überlegenen Feinde den Vortheil der Stellung eingeräumt,*) den Bataillonen fremde, zum Theil unerfahrene und unfähige Officiere gegeben hatte. Preußen hatte ſeine Commandeurs aus der ſchleswig-holſteiniſchen Armee abberufen; mit Thränen waren ſie von den Soldaten geſchieden, die ſie zwei Jahre lang zu manchem Siege geführt hatten; die innere Organiſation fehlte unſerer Armee; wir waren nichts als eine Schaar von bewaffneten Männern, die bereit waren, für deutſche Ehre und deutſches Recht zu kämpfen. Zehn Tage

*) General von Williſen ſchrieb dem däniſchen General vor der Schlacht bei Idſtedt: „Ich habe Ihnen den Vortheil der Stellung eingeräumt, um Sie von meinen friedlichen Abſichten zu überzeugen.“ (!!!)

lang hatten wir müſſig auf der Haide geruht; nichts war geſchehen, um unſere Stellung zu befeſtigen, nirgends war für die Batterieen ein Aufwurf gemacht, nirgends eine Schanze errichtet. Nur ein einziger Befehl des General-Commando's ging uns zu, aus dem wir entnehmen konnten, daß es ſich ernſtlich mit dem Wohle der Armee befaſſe: es wurde uns am 23. Juli 1850 befohlen — „die Haare kurz zu ſchneiden!"

Am 23. meldeten unſere Patrouillen den Anmarſch des Feindes, und am 24. Morgens begann der Kampf von fünfundzwanzigtauſend Deutſchen gegen fünfunddreißigtauſend Dänen. Der Feind beſetzte ohne Schwertſtreich Punkte, die wir leicht uneinnehmbar hätten machen können, und jetzt, wo er ſich feſtgeſetzt hatte in Sümpfen und Wäldern, mußten wir ihn mit dem Bajonnete hinauswerfen. Ich ſtand während der Schlacht bei der zweiten Compagnie des dritten Jägercorps; meine Compagnie hielt vereint mit der dritten Compagnie des erſten Jägercorps die Ziegelei bei Engbrügg beſetzt. Unſere Abtheilung kam am 24. wenig ins Gefecht. Dafür hatten wir am folgenden Tage einen um ſo heißeren Kampf zu beſtehen.

Wir lagen mit der Büchse im Arme auf dem Hofe der Ziegelei; eine Feldwache, unter dem Commando des tapfern, jugendlichen Lieutenants Bergin, eines Schweden, sollte uns gegen einen Ueberfall schützen; Patrouillen gingen unaufhörlich vor unserer Vorpostenkette auf und ab. Mit dem ersten Grauen des Morgens weckten uns die lang gezogenen Töne der dänischen Signalhörner; im Nu waren wir auf den Füßen, doch bevor wir uns rangiren konnten, überschüttete uns der Feind mit einer Saat von Kugeln. Drei dänische Bataillone — das dritte und fünfte Verstärkungs-Bataillon und das dritte Linien-Infanterie-Bataillon — waren zum Angriff auf unsere Stellung vorgegangen. Unsere kleine Feldwache war fast bis auf den letzten Mann zu Boden gestreckt; Lieutenant Bergin hatte einen Schuß in den rechten Arm bekommen: „Das ist für Deutschland!" rief der heldenmüthige Jüngling, — „vorwärts, Kameraden!" Er stürzt mit seinen Jägern dem Feinde entgegen, wird mit ihm handgemein und stirbt mit fast allen seinen tapfern Burschen den Heldentod.

Der Widerstand der Feldwache hatte die Dänen

nicht aufhalten können. Sie warfen sich mit lautem Hurrah auf die Ziegelei und gaben auf die zwei Compagnieen Jäger Bataillonsfeuer. Wir wichen dem überlegenen Feinde und suchten hinter den Hecken und Knicken, hinter der Ziegelei Schutz. Dem tapfern Hauptmann von Hennings und dem braven Hauptmann von Binzer schuldet die Nachwelt volle Bewunderung; denn mit zwei furchtbar decimirten Compagnieen stürmten sie zweimal die von drei dänischen Bataillonen vertheidigte Ziegelei! Zweimal warfen vierhundert Deutsche dreitausend Dänen mit dem Bajonnet zurück!

Der Kampf war zu ungleich, als daß wir ihn hätten fortführen können. Unsere Compagnie allein hatte ein volles Drittheil ihrer Leute verloren; es fehlte uns nicht an Muth, wohl aber an Kraft, den Feind zu besiegen. In unserer höchsten Noth erschien das zweite Bataillon unter Hauptmann von Jeß; rasch wurden drei Compagnieen als Tirailleure den Jägern zu Hülfe geschickt; die vierte Compagnie ging mit Trommelschlag auf die Ziegelei und das Buchholz vor. Mit lautem Hurrah sprangen die Tirailleurs über Knicke und Zäune, und in einem einzigen Anlaufe

hatten wir den Feind geworfen. Ein furchtbarer Kampf entspann sich. Mit Kolben und Bajonnet schlugen die Deutschen auf die dichten Massen der Dänen ein; hinter der dänischen Front spielte ihre Brigademusik den „tappern Landsoldat“, aber zum Tacte des tappern Landsoldaten zerschmetterten deutsche Hiebe manch dänisches Hirn. Wir verloren in dem ungleichen Kampfe entsetzlich. Bergin, Waltersdorf, Arnstedt waren todt; Hauptmann Jeß fiel schwer verwundet vom Pferde; unser Feldwebel, Vicefeldwebel und neun Unterofficiere lagen entweder todt oder schwer verwundet auf dem Schlachtfelde, fast die Hälfte unserer Jäger war kampfunfähig. Aber auch die Dänen hatten Verluste erlitten! Bei der Ziegelei und im Buchholze war die Erde an einzelnen Stellen mit Todten und Verwundeten bedeckt. Es war nicht möglich, die Verwundeten fortzuschaffen, und wenn auch mancher brave Kamerad flehend die Hände erhob und um einen Trunk, eine Aenderung seiner Lage bat, — wir konnten nicht helfen, denn mit neuen Bataillonen drangen die Dänen auf uns ein. Vier Stunden hatte der furchtbare Kampf gedauert, umsonst hatten wir

um Hülfe gebeten — endlich kam der Generalmajor Graf Otto Baudiſſin, einer der bravſten und tapferſten Männer der ganzen Armee, mit einer Abtheilung des vierten Bataillons zu unſerer Unterſtützung herbei. Seine laute, ſonore Stimme flößte den erſchöpften Streitern neuen Muth ein.

„Uns Grof is do," riefen die Leute ſich frohlockend zu, „nun man wedder förwarts!" Ich höre ihn noch, wie er, als ginge es zum Feſtgelage, inmitten des furchtbarſten Gewehrfeuers ſeinen Leuten zuredete; ich ſehe ihn noch, wie er kühn wie ein Löwe mit ſeinem Häuflein gegen den Feind ſtürmte und ihn zum Wanken brachte; ich ſehe ihn noch, wie er ſchwer verwundet zu Boden ſtürzte und im Fallen ſeinen Leuten zurief: „Schlagt mit dem Kolben drein, Kinder." Ja, und ſie ſchlugen mit dem Kolben drein, die braven, ehrlichen deutſchen Jungen! Eine wahre Wuth war über uns gekommen; wir *wollten* ſiegen, und wir *ſiegten*. Die Dänen wichen unſerm Angriff; wir hatten die Ziegelei und das dahinter liegende Gehölz mit Kolben und Bajonnet genommen! Eine Weile ruhte der Kampf — die

Verwundeten wurden weggeschafft. Bauerwagen fuhren, von Dragonern mit dem Säbel vorwärts getrieben, in sausender Carriere über das Schlachtfeld und luden die verwundeten Krieger auf, um sie auf den Verbandplatz zu bringen.

Der Zug mit den ächzenden Kameraden kam dicht bei mir vorbei. Da plötzlich redete mich eine bekannte Stimme an; ich schlage die Augen auf und erblicke den ehrlichen Torfbauer, der mit seinem alten Braunen herbeigeeilt ist, um dem bedrängten Vaterlande seine schwachen Kräfte zu widmen. „Herr Officier!“ rief er, „heute danken wir Ihnen, was Sie an uns gethan — de ohle Bruune un ick.“ — Ich drückte dem ehrlichen Manne die Hand und klopfte dem alten Braunen den Rücken. — Der Ausgang der Schlacht ist bekannt. Wir verließen das Schlachtfeld, als die dänische Armee ihr letztes, aus sechshundert Mann bestehendes Bataillon vorschickte, um ihren Rückzug zu decken.

Ich habe Segeberg wieder gesehen, den Freund auf der Haide aufgesucht und mit ihm Milch und Buchweizengrütze gegessen. Er und seine Frau haben mir die Hand darauf gegeben, daß

Hannes ein Jäger werden und für das Vaterland kämpfen soll, wenn er ein Mann ist. Der alte Braune ist todt und wird tief betrauert von seinem Freunde und Herrn.

Mein Portefeuille.

Die Schlacht bei Idſtedt war geſchlagen. Trotz der großen Ermüdung der Truppen ward vom General Williſen der Rückmarſch bis Seheſtedt am ſchleswig-holſteiniſchen Canal angeordnet. Das dritte Jägercorps, bei welchem ich als Premierlieutenant Dienſte that und zu dem ich vor Kurzem verſetzt war, hatte das Gefecht bei Idſtedt vom 24. und die Schlacht vom 25. in vorderſter Reihe mitgemacht, und wenn ich die Zeit, in welcher das Corps unausgeſetzt in Bewegung geweſen war, gering anſchlage, ſo glaube ich doch behaupten zu können, daß die Mannſchaft bei ihrer Ankunft in Seheſtedt drei Tage und drei Nächte kaum einige Stunden ein Auge geſchloſſen hatte. Als daher

der Corpscommandeur auf einer Wiese bei Sehestedt das Commando gegeben: „Setzt die Gewehre zusammen! Wegtreten!“ sank Jeder von uns augenblicklich nieder, wo er gerade gestanden hatte, und in wenig Momenten bot das Corps, das Tags zuvor zwölf Stunden muthig dem Tode ins Antlitz geblickt und mit begeisterter Tapferkeit auf der Idstedter Haide gekämpft hatte, das Bild der tiefsten Ruhe dar; der langentbehrte Schlaf übte sein Recht; schwerathmend hob sich die Brust manches Braven, der im Traume die gefallenen Brüder gen Himmel steigen sah.

Ich mochte wohl zwei bis drei Stunden in tiefem Schlafe gelegen haben, als ich mich an der Schulter stark berührt fühlte und mich mehrmals „Herr Officier! Herr Officier!“ anreden hörte. Die Stimme war eine so dringende und das Rütteln an meiner Schulter ein so unausgesetztes, daß ich allmälig in die Höhe kam und ungeduldig fragte, was es denn gäbe? Mein Störenfried antwortete: „Ist Emil St. hier?“ Ich blickte ärgerlich auf und wollte eben erwiedern, daß er und sein Emil mich um Gotteswillen in Ruhe lassen möchten; als ich aber alle Schrecken der

entsetzlichsten Seelenangst in den gramvollen Zügen des Fragers ausgeprägt fand, als ich sah, daß mein Störenfried in der heftigsten Aufregung am ganzen Leibe zitterte, als er immer nur die eine Frage wiederholte: „Ist Emil St. hier?“ dauerte mich der Grabeston seiner Stimme, und ich entgegnete so freundlich, wie stärkste Schlafessehnsucht möglich machte: „Ich weiß es nicht — kann sein! Wer sind Sie? Lassen Sie mich in Ruhe!“

„Herr Officier! Ich suche meinen Sohn! Ist er hier? Bitte, sagen Sie mir's!“

„Emil St.?“ brummte ich wieder. „Ist's nicht ein schmächtiger Mensch mit schwarzem Haar? Mit 'ner Idee von 'nem Schnurrbart?“

„Richtig!“ entgegnete der Mann, der mit fieberhafter Spannung diese Worte von meinen Lippen nahm, „er sieht mir ähnlich! um Gotteswillen! Sagen Sie mir, ob er von Idstedt zurück ist! Es ist mein einziges Kind!“

Nun mußte man sich schon erheben. Ich stand auf und ging zwischen unsern schnarchenden Jägern umher, Jedem in das pulvergeschwärzte Antlitz sehend und mich auf Emil St. besinnend

Plötzlich rief mein Begleiter: „Da liegt er! Er lebt alſo!“ . . . Ich war froh, mich nun entfernen zu können; denn holder Schlaf, wo kommſt du erquickender, als unter Waffen! Ich wollte ſchon mit einem „Guten Morgen!“ Abſchied nehmen, als mich der Vater des jungen Mannes krampfhaft feſthielt und mir mit bebender Stimme ſagte: „Herr Officier! War mein Sohn auch brav? Bitte, ſagen Sie mir das erſt noch! War er brav?“ — „Na,“ ſagt' ich, „wenigſtens kann ich Ihnen nicht das Gegentheil beweiſen. Er war während der ganzen Schlacht an meiner Seite, und wir waren, denk' ich, vorn. Guten Morgen! Gute Nacht! Wie Sie wollen!“ — Dem Vater genügte die Auskunft nicht. Er wollte Thatſachen, ſchlagende Beweiſe. „Ich bitte Sie bei Allem, was Ihnen lieb und theuer iſt, ſagen Sie mir, ob mein Emil ſo für Schleswig-Holſtein gefochten hat, wie ich es mit Recht von meinem einzigen Sohne erwarten darf. Lieber Herr Officier, verzeihen Sie, aber ich bin ſo aufgeregt! Hat der Junge ſich ſchlecht benommen, ſo iſt meine Lebensfreude dahin; iſt er aber wie ſich's gehört ins Feuer gegangen, Herr Gott,

dann will ich ihn an mich drücken!“ — und Thränen erstickten seine Stimme und krampfhaft preßte er meine Hände. Eigentlich hatte ich Mitleid, daß seine Begeisterung den armen Emil aufwecken würde; aber ich hätte von Holz sein müssen, wenn ich den alten Mann ohne Rührung hätte ansehen können; er liebte seinen Sohn offenbar von ganzer Seele, aber das Vaterland stand ihm doch noch höher. Da ich nur unvollständigen Bericht über Emil's Benehmen in der Schlacht ablegen konnte, aber doch von dem Wunsche beseelt war, dem Vater nun auch die günstigsten Nachrichten zu geben, so weckte ich den Unterofficier, der, einige Schritte von Emil entfernt, am Rande eines Grabens schnarchte, und fragte ihn, wie sich der junge St. bei Idstedt benommen hätte? Der Unterofficier, auch nicht sehr erfreut über diese unzeitige Neugier eines Lieutenants, rieb sich die Augen, starrte mich fragend an, besann sich einen Augenblick und antwortete: „De junge St. is een ganz fixen Kirl, man een beeten gar to dulldrift!“ — und Bums! in der Secunde hatte ihn das schwellende Gras wieder und Morpheus' bleierne Umarmung deckte ihn. Als das:

„Man een beeten gar to dulldrift!“ kaum verklungen war, entquoll auch ſchon ein heftiger Thränenſtrom den Augen des Vaters, und nun wurde der Sohn geweckt. Erſchreckend fuhr er auf. Sein erſter Blick fiel auf das wonnige Geſicht ſeines Vaters. Er ſtreckte beide Arme aus und ſank ihm mit den Worten: „Vater, es war doch ein Sieg!“ an die Bruſt. „Emil, mein Emil!“ rief der glückliche Alte, „Du biſt mein lieber Sohn! Junge, wenn Du feig geweſen wärſt — aber Du haſt tapfer gefochten, Du braver, alter, lieber Junge! Gott ſegne Dich!“ Ich ließ die beiden Glücklichen allein, und als ich nach mehren Stunden ſtillen Zwiegeſprächs mit den Geiſtern der Nacht und des Traums die Ronde durch die leider — leider ſtark gelichteten Reihen meiner Jäger machte, ſah ich den alten St. neben ſeinem Sohne ſitzen, deſſen müdes Haupt wieder entſchlummert war, jetzt aber in dem Schoße des liebenden, glücklichen Vaters ruhte. Ich wollte den Vater anreden. Er winkte mir, ich möchte nicht laut ſprechen, damit ſein Sohn nicht erwache. Noch lange Zeit ſah

ich ihn Fliegen und Mücken von seinem schlummernden braven Kinde abwehren.

* * *

Zwei Monate später stand das dritte Jägercorps auf Friedrichshof, eine Meile nördlich von Rendsburg. Eines Tages, es war am 10. September, erging an mich die Bitte, ins Wirthshaus zu kommen, es wäre eine Frau da, die mich zu sprechen wünschte. So unangenehm es mir war, eine Partie Billard aufgeben zu müssen, so machte ich mich doch auf den Weg, um die Frau oder Dame kennen zu lernen, die mich hatte rufen lassen.

Das Wirthshaus bei Friedrichshof mag in Friedenszeiten ein ganz erträgliches Bauern-Wirthshaus sein; im September 1850 war es aber eine wahre Mördergrube. Eine Compagnie Soldaten, eine Unmasse von Marketendern und Fuhrleuten benutzten das einzige vorhandene Zimmer als Eß-, Schlaf-, Wohn-, Rauch- und Wachstube, so daß die Atmosphäre in diesem umfassend benutzten Raume allmälig eine Dichtigkeit annahm, die durch ein gewöhnliches Kerzenlicht nicht mehr er-

hellt werden konnte. In dieſem Zimmer, oder Raum wollen wir die Localität nennen, fand ich die Dame vor, die ſo freundlich geweſen war, mich rufen zu laſſen. Die Soldaten hatten aus Artigkeit und Rückſicht gegen eine vornehm gekleidete Frau, die mit vier ſchönen Füchſen vorgefahren war, die Pfeifen ausgehen laſſen; nur hin und wieder hämmerte Einer oder der Andere beim Kartenſpielen auf den Tiſch, und als die gebietende Herrlichkeit eines Lieutenants erſchien, war Ruhe — im Weltall.

Ich bat die ſchön gekleidete Dame, in ein anderes Zimmer, d. h. in die Küche zu kommen und mir zu ſagen, was mir das Glück verſchafft hätte, ihr meinen Reſpect beweiſen zu können. Klopfenden Herzens nahm die freundlich und gutmüthig blickende kleine Frau meinen Arm, und als ich meine Frage wiederholte, wodurch ich ihr dienen könne, entgegnete ſie: „Ich bin Emil St.'s Mutter."

Alſo nach dem Vater nun die Mutter! Emil war durch Schickſalsſchluß an mein Daſein gebunden.

Ein leuchtender Blick aus zwei ſanftſtrahlenden

blauen Augen begleitete diese kurze, aber vielsagende Antwort; der Blick hieß so viel, als: „Schaffen Sie meinen Sohn auch mir her, lieber Herr Lieutenant! Was dem Vater recht ist, ist der Mutter billig!“ — Ich beantwortete den Blick durch die Bereitwilligkeit, Emil, der auf Feldwache war, rufen d. h. ablösen zu lassen.

„Sie sind sehr freundlich,“ fuhr die Dame fort; „ich wollte, ich könnte Ihnen so von Herzen danken, aber Sie wissen nicht, wie ein Mutterherz am einzigen Kind hängt. Mein Mann schreibt unaufhörlich an Emil, er solle wie ein Rasender d'rauf gehen, und da fürchte ich denn immer, ich werde meinen Sohn einmal durch seinen Uebermuth zu Grunde gehen sehen.“ — „Aber,“ nahm ich diesen Sorgen entgegen das Wort, „sollten denn Ihre Postscripta nicht auch auf Emil einwirken? Ich habe mehre Briefe Ihres Herrn Gemahls gelesen, denen Sie, gnädige Frau, einige freundliche Ermahnungen, im Gegentheil nicht zu tapfer zu sein, beigefügt hatten.“ — Die Dame erröthete, als sie ihr Geheimniß verrathen sah, faßte dann meine Hände und sagte unter Thränen, die längs ihrer glühenden Wangen

herabrieſelten: „Es iſt mein einziges Kind!“ Die Beſorgniß der Mutter, daß ich ihr zürnen möchte, lehnte ich mit den Worten ab: „Daß ich das nicht thue, will ich Ihnen gleich beweiſen. Sehen Sie, dort kommt Ihr Emil mit Sack und Pack, Sie ſollen ihn gleich mitnehmen und acht Tage bei ſich behalten, denn in dieſen Tagen giebt es Etwas. Ich möchte Emil um Ihretwillen nicht dabei haben; aber ſchweigen Sie, ich bitte, gegen Jedermann und beſonders gegen Emil ſelbſt! Ich habe ihn ſeit der Schlacht bei Idſtedt aus jedem kleinern Gefecht entfernt gehalten, damit ihm vor der Zeit, wo etwas Großes gewagt ſein muß, nichts Schlimmes begegne. Aber da kommt er; bitte, verrathen Sie mich nicht!“ — Der junge St. trat ins Haus, ſalutirte militairiſch und meldete: „Auf Befehl des Herrn Lieutenant abgelöst von der Feldwache Nr. 3.“

„Sie können gleich hinzufügen,“ bemerkte ich, „auf Befehl des Lieutenants auf achttägigen Urlaub geſchickt, um für ihn Rebhühner zu ſchießen, damit er hier nicht verhungere; und jetzt vergeſſen Sie den Lieutenant und begrüßen Sie Ihre Frau Mutter!“ — Mit dieſen Worten verließ ich das

Haus, um nicht das Wiedersehen zwischen Mutter und Sohn zu stören, und schlenderte auf der Landstraße auf und ab. Von Weitem sah ich einen Ordonnanzdragoner heransprengen. Er brachte richtig den Befehl, am folgenden Tage die Gewehre in der Compagnie abschießen und laden zu lassen. Mit andern Worten: Es gab Etwas.

Ich war inzwischen wieder an der offenen Hausthür des Wirthshauses vorübergegangen und sah zu meinem Erstaunen, wie der junge St. seinen Tornister umgehängt hatte und ziemlich unfreundlich von seiner weinenden Mutter Abschied nahm. „Ja, was geht denn hier vor, lieber St.?“ fragte ich; „bleiben Sie hier? Und fahren Sie nicht mit Ihrer Frau Mutter nach Hause?“ — „Herr Lieutenant, ich bitte, zu einer anderen Compagnie versetzt zu werden!“ war die Antwort; „Sie schicken mich immer auf Commando oder jetzt gar auf Urlaub, wenn Sie glauben, daß wir ein Gefecht haben werden. Ich kann mich vor meinen Kameraden nicht mehr sehen lassen, wenn das so fort geht!“ — „Ihr Wunsch soll erfüllt werden!“ antwortete ich; „aber jetzt

befehle ich Ihnen, augenblicklich auf den Wagen zu ſteigen und ſich vor Ablauf von acht Tagen nicht ſehen zu laſſen; gehorchen Sie mir nicht augenblicklich, ſo ſtecke ich Sie in Arreſt! Verſtehen Sie mich?“ — Ein wüthender Blick Emil's und ein wonniger, ſeelenvoller, durch Freudenthränen leuchtender Blick der Mutter waren die ſtumme Antwort auf den ſonderbaren Befehl. In der nächſten Minute flogen die vier Füchſe mit dem leichten Wagen, worin Mutter und Sohn ſehr verſchiedenartig über den Lieutenant nachdenken mochten, davon. Zwei Tage ſpäter war das Gefecht bei Miſſunde. Das dritte Jägercorps nahm Theil an dieſem für die Schleswig-Holſteiner ſo rühmlichen Gefecht. In geſchloſſenen Colonnen rückten die Truppen ſingend gegen die feindlichen Batterieen, und erſt da, als ſie endlich dem Feinde ſo nahe waren, daß die Beſpannung und Bedienung der däniſchen Batterieen ihren Spitzkugeln unterlag, ward der Rückzug befohlen. Der Kanonendonner war ſo lebhaft, daß er faſt im ganzen Herzogthum Holſtein gehört wurde; was Wunder daher, daß auch dem jungen St., der kaum vier Meilen von Miſſunde auf dem

Gute ſeiner Eltern war, das Schießen ſeiner Kameraden bald wie eine mahnende Stimme ins Ohr rief. Umſonſt flehte die Mutter, ſeinen Urlaub zu benutzen; umſonſt verſchwendete ſie alle rührenden Bitten einer verzweifelnden Mutter. Emil ließ vorſpannen. Er hatte dem Kutſcher gedroht, ihn zu erſchießen, wenn er nicht in fünf Minuten fertig wäre. Der Mutter entſank das Herz. Bei jedem Kanonenſchuß fuhr ſie zuſammen. Sie ſah im Geiſt ihren Sohn von einer Kugel zerſchmettert auf dem Schlachtfelde liegen. Während er den Augenblick nicht erwarten konnte, wo er am Kampfe Theil nehmen würde; während er die Mutter mit Vorwürfen über ihre Zärtlichkeit überhäufte, verdoppelte ſie dieſe als die einzige Waffe, mit der ſie ihren Sohn bekämpfen konnte und zu beſiegen hoffte. Als aber der Wagen in geſtrecktem Galopp vorfuhr, als Emil von ſeinem feſtergebenen Vater Abſchied nahm und dieſer ihm zurief: „Nur d'rauf!“ da ergriff die Mutter ihren Hut und Mantel und ſagte: „Biſt Du fertig, Emil? Ich fahre mit! Es iſt heute Dein Geburtstag! Vor ſiebzehn Jahren habe ich Dir das Leben gegeben! Ich

will über Dich wachen auch in der Gefahr des Todes!“

Der Abend des 12. September sah die schleswig-holsteinische Avantgarde traurig und niedergeschlagen auf den nassen Wiesen bei Kosel das Bivouac beziehen. Die Leute hatten muthig gefochten, der Sieg war schon in ihren Händen gewesen, am folgenden Tage hätten sie in Flensburg einziehen, Schleswig befreien können — sie mußten, in Folge bekannter anderer Einflüsse, dem geschlagenen Feinde ihre Todten und Verwundeten, ihre Hoffnungen und ihr Vaterland als Siegesbeute übergeben. Im ganzen Bivouac schlug nur Ein glückliches Herz, das der Frau St. Sie hatte mit ihrem Sohne das dritte Jägercorps erreicht, als dies schon aus dem Gefechte zurückgezogen war; sie hatte gesehen, wie die Compagnie, zu welcher ihr Sohn gehörte, den braven Emil mit einem lauten Hurrah begrüßte, als er trotz der Bitten seiner Mutter seinen Platz an der Spitze der Compagnie einnahm. Wohl vergoß sie Thränen, als sie die Namen der Gebliebenen hörte, von denen sie mehre kannte und liebte, aber unter die Thränen des Kummers

mischten sich die der Freude über den glücklich erhaltenen Sohn.

Drei Monate später, als ich den Weihnachtsabend auf der Feldwache zubrachte, meldete sich bei mir ein Bauernbursche. Er trug ein kleines Packet, welches die Adresse führte: „Dem gütigen Lieutenant von einer dankbaren Mutter.“ Das schöne Portefeuille, das ich hervorzog, ist die Veranlassung gewesen, von einem Vater, von einer Mutter und einem Sohne zu erzählen, deren Herzen sich wieder bewähren würden, auch wenn es dann schon zu ihrem Bunde Enkel gäbe, um die sich zwei Mächte stritten: die Liebe und das Vaterland.

Der dicke Herr.

Wir lagen im Norden des Herzogthums Schleswig, in der Nähe des „rothen Kruges“, im Centrum der Reichsarmee. Wir mochten funfzig- bis ſechszigtauſend Mann ſtark ſein und hätten gewiß etwas Beſſeres thun können, als Helme putzen und im Arreſt ſitzen; von einem Feinde vor uns war keine Spur, die Luft bis zum Nordpol hinauf war von däniſchen Soldaten chemiſch rein — aber rechts um die Ecke im Sundewitt lagen Dänen. Der General muß das wohl nicht gewußt haben; er ſah weder rechts noch links, ſondern immer gerade aus, und weil er nichts erblickte als Sand und Haide, ſo ließ er die Soldaten ihre Gewehre und Helme putzen,

damit er etwas Blankes zu ſehen bekäme. Es iſt ein niedliches Wort, das Wort „Putzen“. Es erinnert den unerfahrenen Weltbürger an ein ſchlankes Mädchen, das heimlich im Garten eine Moosroſe bricht, mit der ſie ihr Haar ſchmücken will; und der Weltbürger erhebt ſich auf die Zehen und guckt hinüber über den Zaun, und ſieht das unſchuldige Kind hinter der Jasmin-Laube das Röschen an die Bruſt drücken — aber wehe! wehe! wenn der eingefleiſchte Gamaſchenhengſt über den Zaun guckt, und das ſchlanke Mädchen ein wettergebräunter Soldat iſt, der ſeine Waffen mit Mützenpulver und Kreide putzt. Da hört die Poeſie des Lebens auf, und das Nichts nimmt ſeinen Anfang! Wer ſo mit funfzigtauſend Männern im Freien campirt, und vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht hinein nichts Anderes ſieht, als geputzte Helme und blanke Gewehre, nichts Anderes hört, als das Wort „Putzen“ — der wird zuletzt Philoſoph und fängt an, darüber nachzudenken, ob er ein zweibeiniges Geſchöpf iſt, oder nicht!

Die einzige Unterhaltung, die es in dieſem „Stillleben“ giebt, bietet das Mittagseſſen. Jede

Corporalſchaft hat ihren Koch, der in einem großen Keſſel gelbe Erbſen und Speck warm macht; Hunderte von Keſſeln ſtehen, in Linie aufmarſchirt, zu gleicher Zeit über dem Feuer, ſo daß der Wind die Aſche über die ganze Linie dahin fegen und das Eſſen ungenießbar machen kann. Trotzdem wird täglich gekocht, die Köche ſchüren mit einem langen Scheite das Feuer und weinen in dem erſtickenden Rauche ihre bitteren Thränen. Punkt zwölf Uhr iſt das Eſſen fertig; die Corporalſchaften treten an, machen einen Angriff auf den Corporalſchaftskeſſel, und in wenig Minuten ſind die ungeheuren Quantitäten von Erbſen und Speck vertheilt.

Feierliche Stille herrſcht im Lager! Funfzigtauſend Menſchen ſitzen auf der rothen Haide und eſſen Erbſen und Speck. Einer ſieht den Andern verwundert an, wie er die heiße Suppe, die harten Erbſen, den fetten Speck im Munde behalten kann; aber der Löffel wandert ununterbrochen von Teller zu Mund, von Mund zu Teller.

Vier Wochen lang hatte ich auf der Haide beim rothen Krug campirt, dreißig volle Nächte und Tage, Tage und Nächte hatte ich das ewige

Einerlei der gelben Erbsen und des Putzlappens, des Specks und des Mützenpulvers von funfzigtausend Menschen verwünschen hören. Ich wurde vom Alp gedrückt, litt an nervösen Zuckungen und fing an, meine Kameraden mit Mißtrauen zu betrachten — denn ich hielt mich für behext oder verrückt. Verzog zufällig ein Kamerad den Mund zu einem Lächeln, so erwachte in mir der finsterste Argwohn: „Worüber lacht der Mensch? Giebt es hier etwas zu lachen? hier? hier in dieser Sand- und Geisteswüste? Er lacht über Dich, Du mußt etwas an Dir haben, Du bist übergeschnappt.“ Trat dann der Feldwebel mit der rothen Brieftasche zu mir und verlas den Befehl: „Die erste Compagnie tritt morgen früh um acht Uhr mit geputztem Lederzeug an, Bürsten und Wichse im Tornister,“ dann grunzte in mir ein Medium und ich verzweifelte an der Existenz der Vernunft im Allgemeinen und meiner Vernunft im Speciellen.

Selbst dem General schien nach vier Wochen ein leiser Zweifel zu entstehen über die Möglichkeit eines fortwährenden Campirens auf der Haide beim rothen Krug, und in seiner Ungewißheit be-

ſchloß er, Feldwachen auszuſtellen. Da gab es doch etwas Abwechslung. Jeden Tag marſchirten einige Hundert Mann auf Feldwache; dieſe ſtellten Poſten aus, welche wiederum das Haidekraut bewundern konnten; Patrouillen gingen Tag und Nacht um die Vorpoſtenkette und meldeten, „daß nichts vorgefallen ſei“, die Generalität hatte hübſche Spazierritte zu machen, konnte ſo ſchön bei den Vedetten ſtille halten und nach den vier Himmelsgegenden, Parole und Feldgeſchrei fragen, und dann den armen Teufel einſperren laſſen, weil er Parole und Feldgeſchrei vergeſſen hatte — ja, Feldwachen wurden ausgeſtellt!

„Wenn ich doch auch auf Feldwache käme,“ ſeufzte ich eines Tages ganz laut, während mein Burſche die Schlangen aus meinem Strohlager verſcheuchte — „nur einmal auf Feldwache, und dann ſterben.“

Kaum hatte ich dieſen Wunſch ausgeſprochen, als der Feldwebel mit der rothen Brieftaſche in der Hand Honneurs machte und gehorſamſt meldete, daß die erſte Compagnie heute Nachmittag um drei Uhr mit Sack und Pack die Feldwache Nr. 4 beziehen würde. Es ſei den Leuten ſtreng

einzuſchärfen, daß ſie Niemanden die Poſten paſſiren ließen.“

Ich taumelte zurück vor lauter Entzücken und war ſo aufgeregt, daß ich dreimal hinter einander die Fanalſtange für den commandirenden General anſah, und ihm gehorſamſt rapportirte, daß die erſte Compagnie die Feldwache Nr. 4 zu beziehen im Begriff ſei. Die Fanalſtange winkte, „es ſei ſchon gut,“ und hinaus zog ich mit zweihundert herrlichen Jungen aus dem ſchrecklichen Lager; wir durften nicht ſingen, nicht lachen, denn auf Feldwache muß der Soldat ſtill und nüchtern ſein — aber wir lachten innerlich und marſchirten im Eilmarſch bei den Kochkeſſeln vorbei. Bald ſtanden wir vor unſerer Wachſtube, einem alten Hünengrabe, welches ganz für ſich allein in die Welt hinausſchaute und uns neugierig fragte, was wir vorhätten? Der Feldwebel las dem Hünengrabe den Befehl vor, die Haide wackelte verſchiedentlich, und die Poſten wurden ausgeſtellt. Ein Mann vor Gewehr wäre genug geweſen, denn er konnte vom Hünengrabe aus halb Dänemark überſehen — aber der Befehl ſagte, zehn Doppelpoſten ausſtellen — alſo zehn Doppelpoſten

wurden ausgeſtellt, in Linie, verſteht ſich, gerichtet — und das Feldwachen ging in beſter Manier los.

Ich ließ mir von meinem Burſchen die Pfeife ſtopfen, blies den Rauch durch die Naſenlöcher und ſah dem Horniſten zu, wie er Maulwürfe fing. Er war recht geſchickt in dieſem Metier und verrieth offenbare Trapper-Anlagen. Schon hatte er vier Maulwürfe gefangen und ihnen Vorleſungen über das „Augenzukneifen“ gehalten, als der Poſten vor Gewehr rief: „Herr Lieutenant, da kommt een Wogen.“

Die Jäger erhoben ſich aus der Haide, hielten die Hand vor die Augen und erblickten in nebelgrauer Ferne dunkle Umriſſe, die mit einem Wagen Aehnlichkeit hatten.

Ich ſetzte mich, wie Xerxes in der Schlacht bei Salamis, auf den höchſten Punkt und überſchaute das Schlachtfeld. Da es die atheniſiſche Flotte nicht ſein konnte, die auf uns zuſteuerte, ſo mußte es etwas anderes ſein — und bei ganz genauer Beobachtung entdeckten wir wirklich, daß das Phänomen ein Wagen ſei.

„Is een Herrſchaftswogen,“ ſagte der Horniſt, „mit een Kutſcher up den Bock.“

„Ja," fügte ein anderer hinzu, ein Lohgerber aus Huſum, der wöchentlich drei Briefe von ſeiner Frau bekam, worin ſie ihn bat, ihr ſeine eheliche Treue zu bewahren — „ja, und do ſind veer Peer vör den Wogen."

„Fohren een ſlanken Draff", ſagte der Poſten vor Gewehr, „ik gloof, ſe komt up uns to."

Macht Euch aufs Aeußerſte gefaßt, dachte ich mit klopfendem Herzen. Das Wohl Deutſchlands hängt von Eurer Wachſamkeit ab; hinter Euch liegen funfzigtauſend Söhne Hermanns und putzen ihre Helmketten; hinter ihnen liegt Hamburg und in weiter Ferne dahinter liegt Jena und Wien. Ihr ſeid die Vorpoſten eines Volkes von funfzig Millionen Menſchen; paßt Ihr auf, dann iſt Segen für das Vaterland zu erwarten, paßt Ihr nicht auf, dann iſt die Welt pfutſch.

„Poſten, rapportiren Sie; was ſehen Sie?"

„Ik ſeh den Wogen mit veer brun Peer grod up uns tokomen; de Kutſcher ſitt up den Bock, de Herr ſitt in den Wogen."

„Rufen Sie den Wagen oder den Kutſcher an — bleibt ſich unter Umſtänden gleich — rufen

Sie an, aber nicht zu laut, damit der Stand der Feldwache nicht verrathen wird."

„Halt!" rief der Posten.

Der Wagen rollte ruhig näher.

„Halt!" rief der Posten, „Halt! oder ik scheet!"

Der Wagen hielt. Ein dicker viereckiger Herr rief uns zu: „Ich will den General sprechen, ich muß ins Lager."

„Halt! oder ik scheet!" rief der Posten.

„Was wollen Sie? Schießen? Auf mich wollen Sie schießen? Kutscher, fahr' zu!"

Baff! da lag das Stangenpferd.

„Es ist die Möglichkeit!" rief der dicke Herr. „Meinen Braunen! Ist kein Satan von einem Officier hier?"

„Habe die Ehre," erwiederte ich, „habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen, bin der Lieutenant —"

„Und ich bin der Kammerherr von Moorfeldt, verstehen Sie? Moorfeldt ist mein Name, Kammerherr von Moorfeldt."

„Ein schöner Name! Wollen Sie ihn nicht in meine Brieftasche schreiben?"

Schon gut," prustete der dicke Herr, „ich

danke Ihnen! Meinen Braunen, den bezahlen Sie, oder ich gehe bis zum Reichsverweser mit meiner Klage; ich sage Ihnen, Sie bezahlen den Braunen. Na schon gut, gratulire zum Avancement, Herr Lieutenant — wie war doch Ihr interessanter Name?"

„Schall ik em mol up sin diken Buk scheeten?" fragte der Posten vor Gewehr.

„Ja, Junge, versuch es!" rief der dicke Herr. „Auf mich schießen — Kerl, halte den Schießprügel auf die Seite! — Leben Sie wohl, Herr Lieutenant, wir sehen uns wieder!"

Das Stangenpferd wurde ausgespannt, der Wagen wurde von den übrig gebliebenen Pferden im raschen Trabe heimwärts gezogen. —

Ein Jahr war verstrichen, und ich hatte längst den dicken Herrn vergessen, als unser Major uns eines Tages die Mittheilung machte, daß er eine Einladung zum Ball für die „Herren Officiere" habe. Wir würden etwa eine Meile zu fahren haben, fügte der Major hinzu, und er ersuche uns höflichst, um sechs Uhr Abends in seinem Quartier zusammen zu kommen, von wo aus wir dann en masse aufbrechen würden. — Officiere

sind immer ballluſtig, beſonders ſo lange wie ſie jung ſind, und für die älteren Herren Kameraden giebt es auf Bällen ein Partiechen, ein Paſtetchen und ein Liqueurchen, lauter Dinge, denen der familienväterliche Oberſt ſo wenig zu widerſtehen vermag, wie der hämorrhoidale Major. Man zieht eben ſein „einzig Röckerl“ an, läßt ſich vom Burſchen die Stiefeln putzen und vom Zahlmeiſter einen Vorſchuß geben — und iſt fertig.

Kein Wunder daher, daß wir Abends um ſechs Uhr bei unſerm Commandeur erſchienen und nach wenig Minuten zu Dreien und Vieren vertheilt einſtiegen, um unſerm liebenswürdigen Wirthe unſere angenehme Gegenwart zu ſchenken. Es war, glaube ich, Keinem von uns eingefallen, zu fragen, wohin die Reiſe ginge? Man wird im Kriege Fataliſt und läßt ſich zum Gefecht und zum Hausball, zum Marſch und zum Frühſtück commandiren, ohne zu fragen: Warum? und Wohin? Der Commandeur hat die Ordre in der Taſche; er iſt für Alles verantwortlich, für meine Wunden, das Umwerfen des Wagens, mein Quartier und das Unglück, das ich bei jungen Damen anrichte; dafür bin ich ſein Officier und

er erntet den Ruhm und die Blamage, mit der ich mich bedecke.

Scherzend und plaudernd mochten wir eine Stunde gefahren ſein, als die Tête Halt machte und ein Wagen nach dem andern vor ein weit geöffnetes Portal fuhr, wo brennende Kerzen, Walzertöne, Willkommen, Ach endlich! Guten Abend! uns überzeugten, daß wir an Ort und Stelle waren. Mein Wagen war der letzte; als ich ausſtieg, war der Wirth mit dem Major vorausgeſchritten, um ihn der Frau des Hauſes zu präſentiren.

Wir jüngeren Officiere wurden von dem Sohne des Hausherrn in Empfang genommen und zu den Damen geführt, welche uns ſchärfer muſterten, als der Oberſt von Zaſtrow ſelbſt, und offenbar Vergleiche anſtellten zwiſchen uns und ihren Herren Vettern, welche den Landbau ſtudirten und Zeugniß ablegten für die Productionskraft des ſchleswig-holſteiniſchen Bodens. Bald waren wir Herren des Feldes und tanzten mit den hübſchen jungen Mädchen im Saale umher, unbekümmert um die Leiden der naturwüchſigen Vettern. Da war eine kleine Blondine, die mir beſonders

wohl gefiel; ein Kind von siebenzehn Jahren mit großen blauen Augen, langen blonden Locken und einem Mund zum küssen. Freude und Lust leuchteten aus den schönen Augen des prächtigen kleinen Mädchens, wenn sie zum Tacte des schleswig-holsteinischen Marsches dahin schwebte, und es schien, als könne sie nicht ermüden, so lange die Melodie ertönte, die noch jetzt jedes deutsche Herz bewegt. Ich hatte bereits mehrmals mit ihr getanzt und war eben im Begriffe, sie zum Cotillon zu engagiren, als ich einem Augenpaar begegnete, vor welchem ich instinctmäßig zurückprallte. Nein, solche Augen! Hinter dem Stuhle des jungen Mädchens stand ein dicker Herr, und dieser dicke Herr blickte mich an mit zwei Augen, die selbst Robespierre würden erschüttert haben. Umsonst suchte ich mich von unangenehmen Reminiscenzen loszumachen, umsonst suchte ich nach den lieben blauen Augen der kleinen hübschen Tänzerin — der böse Blick des Antichrists machte mein Herzblut erstarren.

„Sind Sie nicht — ja Sie sind — Herr, das bietet die Möglichkeit! Nach dem, was zwischen uns vorgefallen, unterstehen Sie sich, mein Haus —"

„Sie entschuldigen," erwiederte ich, „ich glaube allerdings die Ehre zu haben —"

„Ehre? nehmen Sie mir's nicht übel — aber Gott strafe mich, es ist die Möglichkeit!" polterte der dicke Herr fort, und eilte dann in höchster Aufregung zum Saale hinaus.

Ich hatte gerade Zeit gehabt, meinen Säbel umzuschnallen, als der dicke Herr mit dem Major und zwei Hauptleuten zurückkehrte.

„Da, da!" pustete der dicke Herr. „Da steht er. Meinen Braunen todtschießen lassen, und dann meiner Tochter den Hof machen in meinem eigenen Hause — Herr Major, es bietet die Möglichkeit!"

Die jüngeren Officiere ergötzten sich nicht wenig an meiner Situation; der Major war aber nicht der Mann, einen Officier in der Patsche sitzen zu lassen; er forderte daher den dicken Herrn auf, mir die Waffen zu bestimmen und die Wagen vorfahren zu lassen.

„Mich schlagen? Mit dem da schlagen? Wagen vorfahren lassen?" rief der dicke Herr. „Könnte mir gerade einfallen. Mich selber todtschießen lassen — fällt mir gar nicht ein."

„Dann bitten Sie den Officier um Verzeihung, ich beſtehe darauf, ſonſt ſchlagen Sie ſich mit mir. Er hat ſeinem Befehle gehorcht, und würde ihm gehorcht haben, wenn ſtatt Ihres Wagens eine feindliche Schwadron herangekommen wäre — drum, Herr von Moorfeldt, entweder Friede oder Krieg, Verzeihung oder Piſtolen — was wählen Sie?“

Der dicke Herr ſtarrte bald mich, bald den Major an. Sein Zorn verrauchte, er bot mir die Hand und ſagte: „Tanzen Sie mit dem Lottchen, beſuchen Sie mich, ſo viel Sie wollen — nur fordern Sie mich nicht auf Piſtolen — ich bin zu dick.“

Martin Hansen.

Skizze aus dem schleswig-holsteinischen Kriege.

Der Hauptmann der dritten Compagnie des fünften schleswig-holsteinischen Jägercorps war ein eifriger Paradesoldat, der auf die „adrette Haltung“ seiner Leute, auf „propres Aeußere,“ „gewichste Bärte“ und „kurzgeschnittenes Haar“ großes Gewicht legte. Wo ihm daher ein Soldat in den Weg trat, der gewachsen war wie ein „Pfund Taback“, der „schluddrig“, „malpropre“ und „maladrett“ war, erzürnte sich der brave Hauptmann ganz gewaltig. Von allen Soldaten, die ihm ein Nagel zu seinem Sarge waren, betrübte der Jäger Martin Hansen den Freund blankgeputzter Knöpfe und kurzgeschnittener Haare am häufigsten, am schmerzlichsten. Martin Hansen

war ein unschöner, einfacher, viereckig gebauter Soldat, der sein Lederzeug nicht mehr und nicht öfter putzte, als durchaus und unumgänglich nothwendig war. Er hielt sich immer auf der Grenze des Arrestes, hatte seine Waffen nur „so so“ in Ordnung, streckte das Bein halb beim Parademarsch, zog den Bauch nur ein wenig ein, wenn er Honneurs machte, und hatte bei dem Allen ein so gesundes, rothbäckiges Gesicht, einen so gutmüthig humoristischen Zug um den Mund, daß der Hauptmann ihn nicht ansehen konnte, ohne auszurufen: „Hätten Sie doch nur einen Strich weniger über die Uniformknöpfe gethan — wie wollte ich Sie dann! Thun Sie mir doch den Gefallen, ein einziges Mal so zur Parade zu kommen, daß ich Sie fassen kann.“

Martin Hansen streckte den Bauch vor, zeigte eine Reihe schneeweißer Zähne, schulterte sein Gewehr und sagte nichts.

Im Dienst war Martin Hansen pünktlich wie ein Chronometer. Er kam nie zu spät, — aber auch nie nur eine Minute zu früh; Schlag neun Uhr war er im Quartier, er fehlte nie beim Appell, bat nie um Urlaub, war nie betrunken,

aber man sah ihm an, daß er in allen dienstlichen Verrichtungen nur dem „Muß“ nachgab, und daß er Appell und Corporalschaftsdienst, Parademarsch und Postenstehen für Dinge hielt, die zur menschlichen Gemüthlichkeit nicht unbedingt erforderlich sind.

Kam man aber auf den Krieg mit ihm zu sprechen, dann streckte und dehnte sich die viereckige Gestalt, die rothen Backen wurden noch röther, die Augen glühten. „Fechten will ich mit Freuden,“ pflegte er zu sagen, „Hunger und Durst, Wunden und Schmerzen ertragen und meinen Mann stellen wie Einer — aber putzen, exercieren — lieber nicht!“

Es war im Mai des Jahres 1850. Ich stand auf dem Marktplatz der Stadt Preetz und unterhielt mich mit dem Hauptmann über seine Jäger. „Sind ehrliche Jungen“, sagte er, „machen mir Freude, halten sich sauber, sind gut einexerciert — nur der Dritte im Gliede, der große, dicke Blonde, der Kerl, der wie ein Pfund Taback aussieht, ärgert mich zu Tode. Sehen Sie den Mann an! Er sieht unwillig, ungewaschen, ungekämmt, ungeputzt aus — es ist ihm aber nicht

beizukommen — er ist gewaschen, gekämmt und geputzt. Können Sie den Mann nicht bei Ihrer Compagnie gebrauchen?"

„Ist er sonst ein ordentlicher Mann?" fragte ich.

„Ich habe ihn nie bestrafen können," entgegnete der Hauptmann, „er ist so ziemlich der Einzige bei der ganzen Compagnie, der noch nicht Arrest gehabt hat."

„Das will viel sagen. Wenn der Jäger sich einen Tausch gefallen lassen will, bin ich bereit, ihn zu meiner Compagnie zu nehmen."

„Jäger Martin Hansen!" rief der Hauptmann, entzückt über die Aussicht, seinen Nagel zum Sarge los zu werden. „Jäger Martin Hansen!"

„Hier!" antwortete der Gerufene. Er marschirte offenbar absichtlich mit großer Nonchalance zehn Schritte vorwärts und schulterte das Gewehr.

„Wollen Sie sich von der Compagnie versetzen lassen?" fragte der Hauptmann.

„Nein, Herr Hauptmann!"

„Ich will Sie aber gern los sein."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann: ich bleibe bei meinen Kameraden."

„Eintreten!“ commandirte der gereizte Compagniechef.

Jäger Hansen machte Kehrt, und was war das? Klingelte da nicht etwas? „Halt! Sagen Sie mir einmal gütigst, klingelt bei Ihnen etwas?“

„Ja wohl, Herr Hauptmann!“

„Und was klingelt bei Ihnen, wenn ich fragen darf?“

„Nägel, Herr Hauptmann!“

„Nägel? Ih sieh mal an! Nägel? Wo haben Sie die Nägel, mein Geschätzter?“

„In der Hosentasche, Herr Hauptmann!“

„In der Ho? Hosen? Hosentasche? In der Com — Pom — Compagnie-Hosentasche? Nägel? Nägel in der Compagnie-Hosentasche?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

„Wollen Sir mir nicht gütigst erklären, wozu Sie die Nägel brauchen?“

„Zum Vernageln der Geschütze, Herr Hauptmann!“

„Mich trifft der Schlag! Sie wollen Geschütze vernageln? Sie? Sie? Sie wollen Nägel in der Tasche tragen und klingeln wie ein Klingelbeutel, wie ein — ein — na, endlich! Feldwebel Fischer!

Schicken Sie den Jäger Martin Hansen auf drei Tage in strengen Arrest."

Martin Hansen steckte den Bauch vor, glotzte den Hauptmann mit dem Ausdruck tiefsten Mitleids an, machte Kehrt und spazierte in Arrest.

„Es ist mir ordentlich leicht, daß ich den Satan einmal gefangen habe; vierzehn Monate mache ich Jagd auf ihn, und endlich wird mein Wunsch erfüllt," sagte der Hauptmann.

Der Hauptmann war sonst ein vortrefflicher Mensch, ein tapferer Soldat, ein Vater seiner Compagnie; anstatt mich daher über seine Schwächen zu ärgern, belächelte ich sie als eine Folge seiner verfehlten Erziehung, als eine preußische Beigabe zu seinem deutschen Charakter.

Der Waffenstillstand war gekündigt, viele preußische Officiere, die zwei Jahre lang die Schleswig-Holsteiner geführt hatten, wurden zurückberufen, die Schweden und Norweger verließen das deutsche Herzogthum Schleswig, unsre kleine Armee rückte über die Eider, um das bedrängte Bruderland mit dem Schwerte zu schützen, den ewig unzertrennlichen Bund der Zwillingsschwestern Schleswig-Holstein mit Blut zu besiegeln. Der

Empfang der Truppen in Schleswig war ein herzzerreißender. Laut weinend warfen sich Frauen und Kinder an die Brust der Soldaten; mit bebender Lippe versprachen die Krieger, wie Männer zu streiten. Der Kampf sollte ein ungleicher werden, das wußten wir. Der Feind war uns um zehntausend Mann überlegen, er hatte volksthümliche eingeborne Officiere, er hatte den Vortheil des Angriffs. Unsre kleine Armee wurde über eine weite Strecke vertheilt; Officiere, die wir kaum dem Namen nach kannten, sollten uns in der Stunde der Entscheidung befehligen.

Das fünfte Jägercorps lag südlich des Langsees und des Dorfes Oberstelk; eine schmale Laufbrücke war über den See geschlagen, und früh am 25. Juni 1850 zog das muthige Corps, gefolgt von andern Bataillonen der Brigade Horst, über die Brücke dem Feinde entgegen.

Lautlos, die Büchse in der Hand, betrat das fünfte Jägercorps früh um fünf Uhr das Dorf Oberstelk. Ein feiner dichter Nebel verdunkelte die Atmosphäre, man konnte nur in nächster Entfernung die Gegenstände erkennen. Die Bewohner des Dorfes lagen in tiefem Schlummer, lautlose

Stille herrſchte ringsum, nur dann und wann ertönte der dumpfe Donner der Geſchütze von Idſtedt herüber. Ueber die Stellung des Feindes war nichts bekannt; ob er fern oder nah, ſtark oder ſchwach ſei — Niemand konnte hierüber Aufſchluß geben.

Plötzlich zeigt ſich den Jägern eine dunkle Maſſe, die in langſamen Schritten ſich nähert. Es iſt das dreizehnte däniſche Bataillon. Eine Salve — ein lautes Hurrah der Jäger zerſprengt das Bataillon, der Commandeur mit vielen Officieren und Gemeinen liegt todt auf der Erde, die Verwundeten flehen um Hülfe — der Reſt flieht in wildeſter Auflöſung. Schon will das muthige Jägercorps dem Feinde nachſetzen, als eine Schwadron däniſcher Reiter in geſtreckter Carriere heranſauſt. Die Gefahr iſt furchtbar, denn unter dem Schutze des Nebels haben die Reiter den Angriff gemacht, ſie erheben den Arm zum tödtlichen Streiche, noch ehe die Jäger ſie erblickt haben — da ertönt das Commando: „Schlagt an! Feuer!“ — im Blute wälzt ſich die Schwadron, kein Einziger kehrt zurück, um von deutſcher Entſchloſſenheit, deutſchem Muthe zu berichten.

Ueber Leichen und Verwundete ſtürmt das Jägercorps vorwärts, da öffnet eine däniſche Batterie ihre Feuerſchlünde, Kartätſchen reißen die Vorderſten nieder, Vollkugeln ſtrecken ganze Reihen zu Boden — aber im nächſten Augenblick röchelt die Bruſt der däniſchen Kanoniere, durchbohrt vom Bajonnet der muthigen Jäger. Frohlockend über den Sieg blicken ſich die Helden an, da raſſelt aufs Neue eine Abtheilung däniſcher Reiter herbei. Mit heldenmüthiger Todesverachtung ſtürzen ſie ſich auf die Deutſchen, um die verlorenen Geſchütze wieder zu erobern — aber eine Saat von Kugeln ſtreckt auch ſie bis auf den Letzten zur Erde.

Verſtummt iſt für den Augenblick das Getöſe der Schlacht, leiſe wimmern die Verwundeten, ſtöhnend ächzen die Sterbenden, Adjutanten ſprengen nach allen Seiten, die Hörner rufen die zerſprengten Krieger, und glühend vor Wonne und Stolz drückt der Hauptmann einen Kuß auf das pulvergeſchwärzte Antlitz des Jägers Martin Hanſen. Er hat vollendet, was er gelobt, er hat die Geſchütze vernagelt; doch mit dem letzten Streiche des Hammers ſinkt ſein Arm, Todten-

bläſſe überzieht ſein Geſicht, eine Thräne rollt über die fahle Wange, er haucht den letzten Seufzer aus in den Armen ſeines Hauptmanns.

Der Feind war geſchlagen — wir zogen uns zurück und überließen dem zum Tode erſchöpften Feinde das Herzogthum Schleswig. Ermattet, gebrochenen Herzens traten die Soldaten den Rückzug an, nicht ohne ſich, freilich vergebens — nach dem nachſetzenden Feinde umzuſehen. An den Ufern der Schlei wurde Halt gemacht; im bunten Durcheinander lagerten ſich die Truppen, lautlos, ſtill. Ich fühlte mich an der Schulter berührt, und als ich mich umwandte, erblickte ich den Hauptmann, der mir winkte, ihm zu folgen.

„Sie ſollen mir helfen, meinen Bruder begraben," ſagte er mit einer durch Thränen erſtickten Stimme, — „folgen Sie mir."

Auf der Kuppe einer kleinen Anhöhe machte er Halt; vier Jäger hatten hier mit Spaten und Schaufeln ein Grab gegraben, und in dem Grabe lag Martin Hanſen. Ein Kranz von Eichenlaub ſchmückte ſein Heldenhaupt, eine zerfetzte ſchleswig-holſteiniſche Fahne diente ihm als Leichentuch.

Wir ſchaufelten die Erde ins Grab und reichten

uns ſtumm die Hände. Als wir uns wegwandten, erfaßte der Hauptmann meinen Arm und ſagte: „Von drei Kugeln getroffen, hat er fünf Geſchütze vernagelt! Martin Hanſen war ein braver Soldat.“

Jütländisches.

An Jütland kann ich nicht denken, ohne mich zu kratzen; die Landeskrankheit wirkt selbst in weiter Ferne nach. Es ist wirklich sonderbar, wie so jede Nation ihre eigenen Vorzüge und Schwächen hat. Der Franzose ist ein guter Soldat, der Russe liebt den Schnaps, der Deutsche das Bier und den Bundestag, und der Jüte hat die Krätze. Man sagte mir in Jütland, daß diese Krankheit auf die Schafe übergegangen sei; ist das nicht ein Spiel der Natur? In Indien fahren die Seelen der gestorbenen Menschen ins Hornvieh; in Jütland fährt die Krätze lebendiger Menschen ins Wollvieh. So ständen denn Mensch und Vieh in Jütland so ziemlich auf

derselben Culturstufe. Wäre ich länger in Jütland geblieben, so hätte ich über dieses wichtige Thema tiefere Studien angestellt; der Malmöer Waffenstillstand verhinderte mich aber, in das innere Wesen der dänischen Krankheit näher einzudringen, und ich zog als guter Preuße aus dem Lande, das ich als guter Deutscher betreten hatte.

Wie man Arabien in das steinige, sandige und glückliche Arabien eintheilt, so wird Jütland in das fischige, flöhige und krätzige Jütland eingetheilt; nicht als ob Fische, Flöhe und Krätze nur in bestimmten Theilen zu finden wären — im Gegentheil, man findet überall in Jütland Fische, Flöhe und Krätze — sondern weil Naturforscher bewiesen haben, daß im fischigen Jütland die Fische, im flöhigen die Flöhe und im krätzigen die Krätze besonders wohl gedeihen. Flöhe heißen übrigens in Jütland Lopper.

Mein Bataillon lag im fischigen Jütland; wir hatten also Gelegenheit, Fische zu essen. Am stärksten war der Dorsch vertreten, der theils frisch, theils getrocknet, theils gesalzen, theils gekocht, theils gebraten, theils gebacken verzehrt wird, daher eine bedeutende Stellung im dänischen

Kochbuch einnimmt. Nach dem Dorsch behauptet der Flunder den höchsten Rang; es ist ein flacher, wunderlicher Fisch, den man vielleicht essen könnte, wenn er nicht so viele Gräten hätte. Auf den Flunder folgt der Häring, auf diesen der Seehund und der Delphin. Die Lachse sind aus Jütland ausgewandert und haben sich am Rhein niedergelassen; daß sie dort dänische Sympathieen erweckt haben, wie die „Berlingske Tidende" behauptet, ist unbegründet.

Da man im fischigen Jütland nur bei Fischern wohnen oder richtiger einquartiert sein kann, so war auch ich bei einem Fischer einquartiert; und da alle dänischen Fischer Lars Larsen heißen, so hieß mein Fischer auch Lars Larsen.

Lars Larsen war ein ganzer Kerl. Er sah aus wie ein angezogener Seehund und roch wie ein frischer Dorsch; ob er sich schuppte, ob er geheime Floßfedern hatte, weiß ich nicht, daß er sich nie wusch, weiß ich. Frau Larsen, oder in der schönen dänischen Sprache, die so stark nach dem Italienischen schmeckt, „Larskone" sah ihrem Mann zum Verwechseln ähnlich; nur in den Kleidern war eine Art von Unterschied, auch sah ich

wiederholt, daß Ole Larſen, der fünfjährige Sproſſe der Larſen'ſchen Eheleute, an Larskone ſich näherte, habe aber nie geſehen, daß er dieſes bei Lars Larſen that. Auf dieſe Beobachtung begründete ich die Annahme, daß Larskone und Lars Larſen nicht eine und dieſelbe Perſon ſein konnten. Lars Larſen hatte ſich einen romantiſchen Ort zum Wohnplatz ausgeſucht. Sein Häuschen ſtand am Fuße eines Hünengrabes, dicht bei einer kleinen Meeresbucht, in welcher die Wellen ihr koſendes Spiel trieben und den Fuß einer alten Birke beſpülten. In der Birke zwitſcherte ein Rothkehlchen ſein melancholiſches Lied, das von einem verwitterten Hänfling beantwortet wurde, der in einem Haidebuſche logirte. Neben dem Hauſe war ein kleines Gärtchen eingefriedigt, in welchem ein Dutzend junger Gänſe Brennneſſeln fraßen; die Eltern dieſer jungen Brut waren als Opfer des Bürgerkriegs von ſchleswig-holſteiniſchen Soldaten verzehrt worden, und Ole Larſen vertrat nun Stiefvaterſtelle bei den jungen Leuten. Sie kannten ihn recht gut und liefen in die dichteſten Brennneſſeln, wenn ihr Stiefvater ſie zu Zwecken brauchen

wollte, zu denen sonst alte Zeitungen verwendet werden.

Wie es im Hause von Lars Larsen und Larskone aussah, weiß ich nicht. Ich habe nur einmal durch die offene Thür auf den Vorplatz geblickt, und durch den blaugelben Torfrauch kam mir eine Luft entgegen, eine Mischung von alten, abgestandenen Dünsten — mein Bursche sagte: „Durch den Wachtmeister kann man nicht mit dem Säbel durchhauen!“

Eines Tages schien es mir, als ob die Familie Larsen auswandern wolle. Die Larskone brachte nämlich einen „Jüdepot“ — einen aus schwarzer Erde gebrannten Topf — ins Freie, goß Milch und Buchweizengrütze hinein, juckte sich während dessen fleißig bald links, bald rechts, und schürte unter besagtem Jüdepot ein Torffeuer an, dessen Qualm in wenig Augenblicken das Rothkehlchen und den verwittweten Hänfling vertrieb. Ich habe die Beiden nicht wieder gesehen!

Ehe das Feuer recht brannte und die Milch mit der Buchweizengrütze warm war, nahte sich Ole Larsen; er blickte grinsend in den Pot, steckte

die Finger hinein, leckte sie ab, steckte sie wieder hinein und trocknete sich zur Abwechselung die Nase, die durch den Torfrauch flüssig wurde. Lars Larsen sah diesem Spiel kindlicher Gemüthlichkeit zu, während er einem Dorsch das Fell über die Ohren zog, holte dann aus der Hosentasche einen Hornlöffel hervor, leckte ihn rein ab, probirte damit die Brühe und bot mir sodann den Löffel an. Er nannte die Schlammastik in dem Jüdepot „Velling" — ich aber betete ein Vaterunser und blickte hinaus in die blaue Ostsee, auf deren schaukelnden Wellen ein dänisches Kanonenboot hin und her lavirte. Der Velling hatte mich ganz sentimental gemacht; Bilder vergangener Zeiten zogen an meiner Seele vorüber, mir träumte vom Rhein und von den Alpen, von alten lieben Freunden und Freundinnen, ich fühlte mich Mensch, trillerte längst verklungene Jodellieder und dachte an meinen Subrector, der uns das Evangelium Matthäi erklärte, während wir mit Fliederbeeren nach ihm schossen — da urplötzlich saust mir etwas über den Kopf daher und fällt mit furchtbarem Knall in Lars Larsen's Garten.

„So du mir, so ich Dir," brummte der Artillerieofficier, der hinter dem Gartenzaun mit mehreren Kameraden „Sechsundsechzig" gespielt hatte. „Wenn das Boot zweihundert Schritte näher ist, Feldwebel, dann rufen Sie mich, dann wollen wir dem Hannemann einmal „guten Morgen" sagen. Uebrigens muß ich Ihnen, Lieutenant Fischer, bemerken, daß Sie ein schauderhaftes Glück haben; Sie melden ja die Vierzig ohne Aufhören."

Bumm! krachte es auf dem Kanonenboot, und ziwiwiwiwih! flog Bombe Nummer zwei über Lars Larsens Vellingpot.

„Schon wieder die Vierzigmeldung," rief ärgerlich der Hauptmann, ein alter Schleswig-Holsteiner, der von der Pike auf gedient hatte und wegen seines knurrig-humoristischen Wesens allgemein beliebt war. „Schon wieder die Vierzig, das ist, Gott verdamm' mich, ganz gegen die Subordination. Nach dem preußischen Reglement, welches Gott sei Dank bei uns eingeführt ist, ist der Soldat immer im Dienst, verstehen Sie, immer, also auch beim Sechsundsechzig-Spiel."

Bumm! ging es wieder auf dem Kanonen-

boot, und ziwiwiwiwih! flog Bombe Nummer drei über Lars Larſens Vellingpot.

„Melde gehorſamſt, daß das Beeſt zweihundert Schritte näher iſt,“ ſprach der Feldwebel, — „es könnte jetzt angehen!“

„Einen Augenblick noch,“ erwiederte der Hauptmann — „ich decke! Trumpf As, macht vierundfunfzig, na, geben Sie nichts zu? Trumpf König iſt achtundfunfzig — nein, hören Sie, Fiſcher, wenn ich mit Ihnen wieder ſpiele, ſo ſoll mich der Schinder holen, immer die beſetzte Zehn haben, wenn ich decke — da, da haben Sie ſchon zwölf Schillinge, aber ich will verdammt ſein, wenn ich wieder —“

Bumm! knallte es auf dem Kanonenboot, und Bombe Nummer vier ſauste über Lars Larſens Vellingpot.

Die Kanoniere hatten bis dahin verſteckt gelegen, die Kanonen waren maskirt, und der Commandant des däniſchen Kanonenboots mochte nicht ahnen, daß wir zu ſeinem Empfange bereit waren.

„An die Geſchütze!“ brüllte der Hauptmann jetzt. „Jungens, langt dem däniſchen Düwel mal een op de Snut. Laat ju Tid, Jungens, langſam

und mit Gefühl. Richtet die Kanonen, föß Hundert Ehlen Distance, so, nu!"

O weh, Du armer Hannemann, was ist mit Deinen schönen Segeln vorgegangen? wo sind Deine Masten? warum drehst Du Dich im Kreise und kannst nicht steuern? Warum rudern Deine Theerjacken und kommen nicht vom Fleck?

Hat die Loreley Dir's angethan, oder sind's die bösen Insurgenten? O armer, armer Hannemann, nimm Dich in Acht vor den bösen Insurgenten! Langsam ruderst Du hinaus ins blaue Meer, das Du eben noch so keck durchsegelt, und Manchem von Deinen tapfern Theerjacken wurde der letzte Velling gekocht!

„Sollen wir noch einmal?" fragte der Feldwebel.

„Schade um's Pulver!" entgegnete der Hauptmann; „machen Sie die Geschütze wieder in Ordnung, und nun meinetwegen, noch einmal will ich's versuchen, aber wenn Sie dann wieder die Vierzig melden, so will ich verdammt sein, wenn ich wieder mit Ihnen spiele — aber wo Teufel ist das Kanonenboot?"

Aller Augen richteten sich nach dem Punkte,

wo der „Danneboom“ noch vor wenig Augenblicken im Winde geflattert — aber ſtatt des edlen Dannebooms ſahen wir nichts als ſchäumende Wellen der Oſtſee!

Lars Larſen hatte den Appetit verloren und kratzte ſich fleißiger als ſonſt. Er blickte mich an mit einem Blick, der deutlich ſagte, daß er mich zu ſprechen wünſche, ich nickte mit dem Kopfe, und Lars Larſen ſagte: „Ich habe einen Hauskobold, der mir all' das Unglück gebracht hat. Ich wohnte früher mit Larskone in dem Hauſe dort unten am Strande, zog aber wegen des Kobolds aus. Er naſchte an unſerm Velling, ſtahl unſre Eier, verhexte meine Netze und that allen Schabernack. Da zogen wir denn aus, Larskone und ich. Wir packten alle unſre Sachen auf einen Jüdepotwagen und flüchteten. Als wir uns nochmals nach dem Hauſe umſahen, wo wir ſo manches Jahr gewohnt hatten, denn ich bin in jenem Hauſe geboren, und als wir uns freuten, den Kobold los zu ſein, da raſſelt es plötzlich unter den Theekummen. Ich ſehe hin, und da ſitzt der Kobold auf dem Henkel des Theetopfs, nickt mir freundlich zu und ſagt: „Lars

Larſen, wir flütten!“ Nun wollte ich Sie, als einen klugen Mann, bitten, mir gegen den Kobold ein Mittel zu verrathen, irgend einen Geiſterſpruch oder ein kräftiges Waſſer.“

„Könnt Ihr ihn nicht mit Velling vertreiben?“ fragte ich den bekümmerten Lars Larſen.

„Jeg troer ikke (ich glaube nicht),“ ſagte Lars Larſen, traurig den Kopf ſchüttelnd.

„Nun, dann weiß ich kein anderes Mittel, als an den König von P. zu ſchreiben, der ein großer Heiliger iſt und gewiß einen Spruch kennt, womit man Kobolde bannt.“

Lars Larſen dankte mir mit Thränen in den Dorfchaugen für mein Verſprechen — ein deutlicher Beweis, wie mächtig damals das Anſehn des Königs von P. in Jütland war.

Unſre Burſchen brachten uns den Kaffee, wir ſetzten uns in die braune Haide und ſchwatzten über dieſes und jenes. Der Hauptmann hatte endlich auch die Vierzigmeldung bekommen, er war guter Laune und erzählte uns Geſchichten, die wir ſubordinationsmäßig belachten.

„Ja, Kinders,“ ſagte er, „das iſt nu man Allens ganz gut, der Dän iſt ein Sackermenter,

aber er hat Krätz, und wenn Einer die Krätz hat, dann juckt es ihn, und wen es juckt, der kratzt ſich — Gott verdamm' mich, das iſt merkwürdig, da fällt mir ein — Feldwebel, ſchreiben's Sie mal an, der Jürgens bekommt zwei Tage Arreſt von wegen den blauen Frack mit den gelben Knöpen."

„Ich kann Allens aushalten, ſo gut wie Einer, aber ſo ein veilchenblauer Frack mit gelben Knöpen — das geht über meine Natur. Die Schuſter in Schleswig haben immer ſo verdammte blaue Fracks, und dann iſt der Kragen immer ganz fettig von den langen Haaren, und die Knöpfe ſind mein Lebstage nicht geputzt, und dann auf den Ellbogen da verſchießt die Couleur, und dann ſieht ſo ein neuer Frack auf'm Ellbogen ſo niederträchtig aus, und dann ſo 'ne Schuſterpfeife mit 'ner Perlenſchnur an der abgebiſſenen Spitze — ne, Allens wat recht iſt, aber der Jürgens ſitzt ſeine zwei Tage ſo gewiß wie —"

„Der Jürgens iſt ſonſt ein braver Mann," redete der Feldwebel ein, „immer hübſch ſauber und ordentlich und ſpart Geld für ſeine Familie, wenn der Herr Hauptmann erlauben wollen."

„Aber er hat den Frack im Torniſter gehabt, einen blauen Frack mit gelben Knöpen, und ich habe Euch geſagt, Alles kann ich verzeihen, man keinen blauen Frack. Der Jürgens ſoll man herkommen.“

Jürgens kam.

„Wo biſt Du to Hus, Jürgens?“

„Ut Sleswig, Herr Hauptmann!“

„Wat is Din Vatter, Jürgens?“

„Een Schooſter, Herr Hauptmann!“

„Wat biſt Du, Jürgens?“

„Arreſtant, Herr Hauptmann!“

„Warum?“

„Blauer Frack, Herr Hauptmann!“

„Na, gaa man los für dit Mal, Jürgens, Du biſt een juden Kirl, aber laat mi den Frack nich wedder ſehen, Jürgens!“

„To Befehl, Herr Hauptmann!“

Jürgens ging ſchmunzelnd zu ſeinen Kameraden, erzählte ihnen lachend, daß der Alte wie gewöhnlich die Strafe erlaſſen habe, und gleich darauf ſangen die Kanoniere:

„Der Hauptmann er lebe,
„Er geht uns kühn voran,
„Wir folgen ihm Alle —

„Das jeht mich über's Bohnenlied," sprach Lieutenant Fischer, ein jeborener Berliner, „jar über's Bohnenlied. Da is ja jar keene Subordination in'. Ne, ne, so eene Wirthschaft jeht uf Ehre nich! Wo soll denn der Respect vor'n Vorjesetzten herkommen, wenn der Vorjesetzte mit die Unterjebenen spricht, als wenn's man so sein müßte."

„Lassen Sie das man gut sein," erwiederte der Hauptmann, „wenn ich meinen Jungens sage, thut das und thut das — so thun die Jungens es, und wenn ein Kanonenboot herankommt, wie vorhin, dann hört der Spaß auf, und die Jungens pfeffern drauf los, daß es man so 'ne Art ist. Und wenn Ihnen, Herr Lieutenant Fischer aus Berlin, das nicht gefällt, so thun Sie mir den einzigen Gefallen, mir 'mal zu schreiben! Verstehen Sie mich? Paradesoldat bin ich keiner, aber meinen Dienst versehe ich, und schießen thun die Jungens, und sie treffen auch, und wenn Sie mir was wollen, so bin ich da."

Wir vereinigten uns, den ergrimmten Hauptmann zu besänftigen, was uns erst nach vieler Mühe gelang. Er hatte gesagt „schreiben Sie

mir", und das war ein Beweis, daß er sehr, sehr böse war. Er hatte drei Grade von Zorn, im ersten, mildesten Grade sagte er: „Der Kirl kann mir gestohlen werden," im zweiten Grade rief er: „Den Kirl soll das Donnerwetter kreuzweis," aber im dritten und letzten Grade sagte er: „Der Kirl soll mir schreiben."

Der Hauptmann betrachtete den Feldwebel wie seine Frau und die Soldaten wie seine Kinder; er schimpfte und wüthete bisweilen wie ein Tollhäusler, dictirte Arrest bis in alle Ewigkeit hinein, aber wenn der Zorn verraucht war, dann klopfte er seiner Frau und seinen Kindern auf die Schulter und sagte lächelnd: „Laat man gut sin för dit Mal, bist doch en guden Kirl — kannst uk mal up Urlaub gaaen." Mit den preußischen Officieren stand der Hauptmann im Allgemeinen schlecht. Sie hatten eine andere Art, ihre Untergebenen zu behandeln, als er, und wenn sie ihm zu größerer Strenge, besserer Zucht u. s. w. riethen, dann verfiel er in den dritten Grad von Zorn und antwortete: „Schreiben Sie mir 'mal."

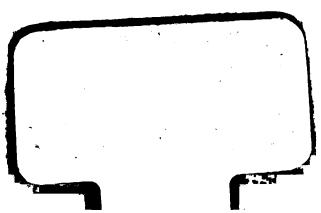
Es war uns endlich gelungen, den Hauptmann zu besänftigen, wir lagen wieder in der

braunen Haide und schwatzten, da entfiel mir die Bemerkung, daß es doch sonderbar sei, daß Lars Larsen heute zum ersten Male im Freien gekocht habe, und daß das Kanonenboot sich, wie auf verabredetes Signal, genähert habe.

Der Hauptmann blickte mich mit großen Augen an; der Athem stockte in seiner Brust, seine Fäuste ballten sich krampfhaft, und plötzlich sprang er mit dem Worte: „Spion!“ in die Höhe und stürzte wie ein Tiger auf den unglücklichen Lars Larsen, der mit seinem Netze beschäftigt war, das ihm der Hauskobold ganz verwickelt hatte.

„Du infernalischer Lump!“ rief der Hauptmann, indem er Lars Larsen beim Kragen packte und ihn auf den Bellingpot hinschleuderte — Du Venotter, Du, Du — na ganz einerlei — Jürgens, komm' mal her, min Jung, gaev den Kirl mal fifundtwintig ut'n Ff, aber ornlich, und denn dree Dag nix als Soltenhäring — keen Water, keen Droppen, un wer een Wort to sin Gunsten seggt, de fall mi mal schriven!“

Es thut mir weh, berichten zu müssen, daß Lars Larsen Fünfundzwanzig bekam; es thut mir weh, zu berichten, daß besagte Fünfundzwanzig

aus dem Ff waren; es thut mir aber noch weher, zu berichten, daß Lars Larſen durch drei Tage nichts als geſalzenen Häring zu eſſen bekam, Morgens geſalzenen Häring, Mittags geſalzenen Häring, Abends geſalzenen Häring. Der ehrliche Hauptmann würde Jeden ermordet haben, der ein Wort zu Gunſten des Gefangenen eingelegt hätte.

Als die drei Tage verſtrichen waren, wurde Lars Larſen in Freiheit geſetzt. Er ſah etwas bläſſer aus als vor ſeiner Häringsdiät, trank mehre Eimer Waſſer und kroch zu Larskone in den Torfrauch, wo er hoffentlich noch immer über die Freuden eines guten Bellings nachdenkt.